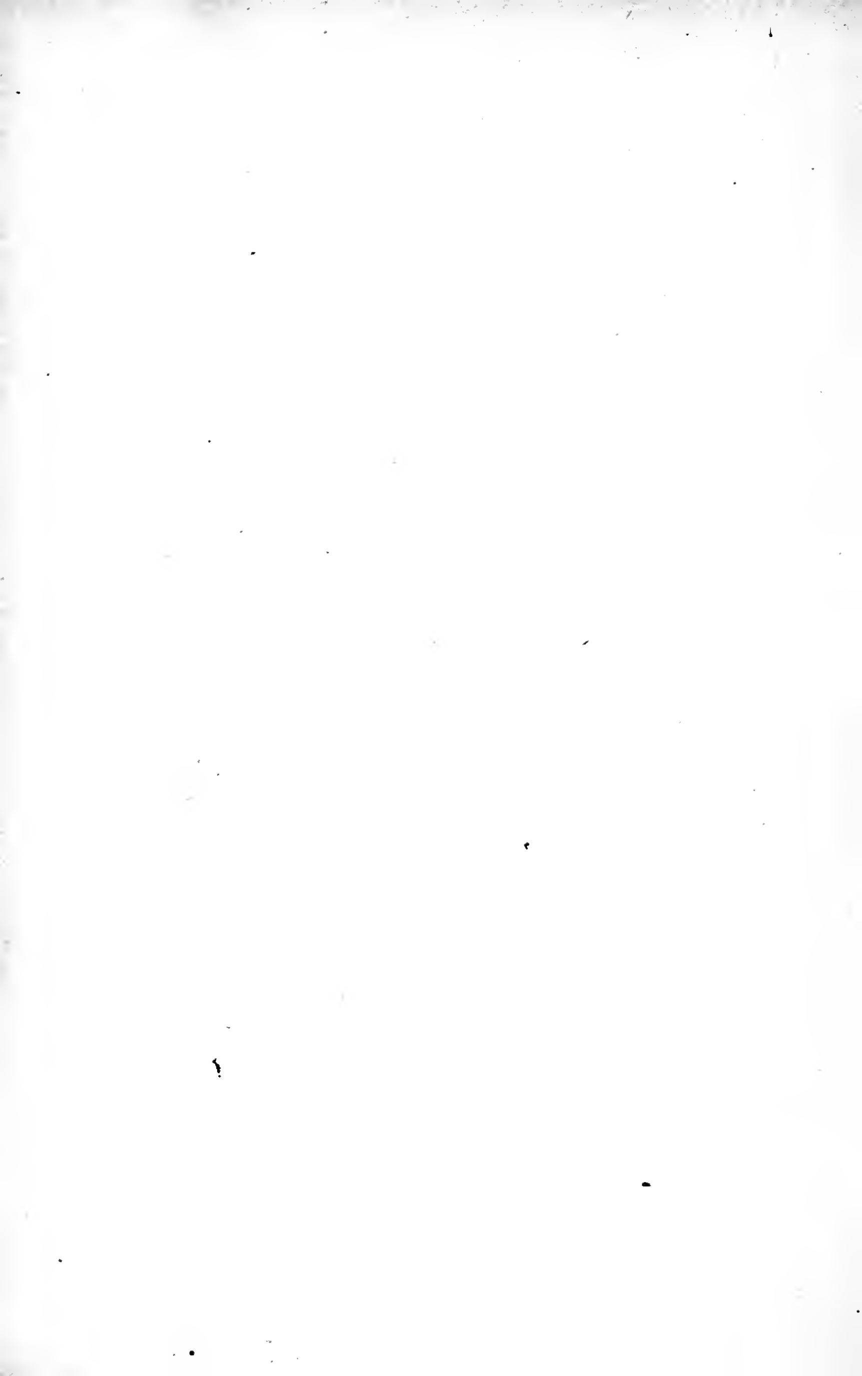




Theodor Storm



Theodor Storm

Zur Einführung in Welt und Herz des Dichters

von

Alfred Biese

Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage



Hesse & Becker Verlag, Leipzig 1921

Mit einem Anhang: Bisher ungedruckte Briefe Theodor Storms an den Verfasser, und zwei Handschriftproben

Fräulein Gertrud Storm
in Varel
in Treuen zugeeignet

Liebe Freundin!

Von der Hademarschener Tafelrunde des 70. Geburtstages Ihres lieben Vaters sind unter wenigen anderen wir noch übriggeblieben.

Daß wir in den seitdem verflossenen drei Jahrzehnten Treue gehalten und gewetteifert haben, den Ruhm des Unvergeßlichen zu mehren, das Verständnis für seine Eigenart zu fördern und somit seiner feinen Kunst und seiner so liebenswerten Persönlichkeit immer neue Freunde zu werben, das muß uns beiden vor vielen anderen auch Mißgunst oder Neid wohl zugestehen.

Vor dreißig Jahren durfte ich Ihrem Vater meine „Entwicklung des Naturgefühls in Mittelalter und Neuzeit" auf den Geburtstagstisch legen. Zu dem diesjährigen Gedenktage Ihnen dies bescheidentlich in des Dichters Welt und Herz ein-

führende Büchlein widmen zu dürfen, ist mir eine große Freude, weiß ich doch auch, wie viel es Ihren Storm-Büchern verdankt.

Möchte es ein Denkmal unwandelbarer Freundschaft bleiben!

Ihr

Alfred Biese

Frankfurt a. M., im Juli 1917

Liebe Freundin!

Daß wenige Wochen nach dem Erscheinen dieses Büchleins ein Neudruck notwendig wurde, das beweist — neben all den zahllosen Kundgebungen zum 14. September — nur das eine, nämlich wie tief verankert im Herzen des deutschen Volkes die Liebe zu Ihrem Vater und seinen Werken ist. Dessen wollen auch wir beide uns freuen.

Herzlich der Ihrige

Alfred Biese

Frankfurt a. M., im Oktober 1917

Vorwort zur dritten Auflage

Der mannigfach erweiterte Wortlaut wurde im Jahre 1918 festgelegt, der Druck durch die Zeitverhältnisse behindert. Möge das Büchlein fortfahren, Freunde zu werben — dem Dichter.

Alfred Biese

Frankfurt a. M., Weihnachten 1920.

Hademarschen, 7 Novbr.
1887.

Lieber Herr und Freund!

Den gewichtigen Band der Natur-
geschichte bis in unsere Zeit habe
ich mit Dankgefühl in Empfang
genommen. Schon der freundli-
che grüne Band berührte mich
sympathisch, und ich würde Ihnen
sogleich geantwortet haben;
aber ich mußte mich doch erst ein
Stück hineinlesen, was rebus sic
stantibus nicht so einfach war;
denn mein Magenleiden hatte
ein Grad erreicht, daß er mir
nächtens den Schlaf raubte und
mit Angst die Stunden verstreichen

beschäftigung auch ein Minimum
herabdrückte, und da verlangte
„Der Schimmelreiter," eine sehr
schwierige Novelle, die in das April-
heft der Deutschen Rundschau soll,
täglich wenigstens ein Stück weiter
geschoben zu werden. Seit ein
paar Tagen aber geht es mir
besser, und da habe ich mit Freu-
den gesehen, wie der Inhalt
Ihres schönen Briefes mir eben
so entgegenkommt, wie der
Ausdruck. Die energische von Ihnen
hochgeschätzte Aufstellung, daß
der Naturgenuß auch bei den
Alten da ist, daß er sich allmäh-
lich mit dem Sentimentalen

die Meinen braucht, ist mir sehr
einleuchtend. Am meisten hat
mich das kleine „Tibull“ überrascht;
Sie kennen vielleicht, das römi-
sche Buch von Gruppe, wobei,
ich meine auch Geibel mitgeholfen.
Catull ist mir, leider unbekannt;
giebt es, etwa in dem klassischen Lie-
derbuch von Geibel, das ich nicht besitze,
eine gute Übersetzung von ihm?

Ich werde nun langsam in Ih-
rem mir zugeeigneten Buche weiter
lesen; der Frühling führt uns denn
hoffentlich wieder einmal zusammen,
falls nicht auch der Winter Sie einmal
nach Albersdorf führen sollte.

Die Meinen grüßen Sie freundlich,
Sie und, noch unbekannter Weise, Ihre
Frau.

Ihr ergebener

Th. Storm.

All meine Lieder will ich
Zum flammenden Feuer tragen,
Da soll nun sie die rothe
[illegible] die Flamme einschlagen.
Sie sind zu welke Blüthen,
Die keine Früchte tragen –
Was sollen welke Blüthen
Zu frischen Sommertagen.

[illegible], 28 Okt 1840 Morgens

ThWStorm

Aus der „Deutschen Dichtung“ von Karl Emil Franzos, V, 1. Heft, 1. Oktober 1888. In der dritten Zeile muß es natürlich „in“ statt „nun“ heißen. Die Unterschrift lautet: „Jugendgedicht von Theodor Storm. (Ungedruckter Nachlaß.)“

Einleitung

Das schleswig-holsteinische Ländchen, das von der Natur mit mannigfacher Schönheit, der lieblichen im Osten, der wilden im Westen, ausgestattet ist, hat besonders im 19. Jahrhundert eine ungewöhnlich große Zahl bedeutender Männer, zumal Dichter, hervorgebracht. Und wie Ostsee und Westsee, wie grüner Wald mit lachenden, blauen Seen und die Marsch mit Moor und Heide wesensverschieden sind, so zeigen auch die drei bedeutendsten holsteinischen Dichter, die so nahe einander an Jahren und Geburtsorten standen, Friedrich Hebbel aus Wesselburen, Theodor Storm aus Husum, Klaus Groth aus Heide, trotzdem große Gegensätze: Hebbel errang sich einen vornehmen Platz in der Weltliteratur, und das scheint ihn über seine Heimat zugleich hinauszuheben, denn von ihrem Erdgeruch spüren wir in seiner Bühnendichtung nur wenig; der ideenreiche Dramatiker und grüblerische Kunstphilosoph durchbrach die engen Schranken seines Landes und weitete sein in der Lyrik hier und da hervorblühendes Heimatgefühl zum Weltgefühl. Groth und Storm, Lyriker und Epiker zugleich, ohne jede dramatische Neigung, offenbaren sich durch und durch als Söhne der Heimat und ihres Volksstammes. Storms Sinn ging ganz in Dichtkunst und Musik auf, und wenn er auch Sagen sammelte und kulturhistorische Studien

für seine Chroniknovellen betrieb, so verrät dies doch nur ein engeres psychologisch-menschliches Interesse. In Hebbel aber wurde der große Sinn für die bewegenden Kräfte und Mächte in der Geschichte schon früh ausgebildet und ließ ihn Menschenwollen und Menschenschicksal unter den Gesichtspunkt des Tragischen rücken. Groth stieg, wie Hebbel, aus eigener Kraft, in harten Mühen, zu einer hohen Bildungsstufe empor, doch seine Dichtung entnahm ihre Säfte ausschließlich dem Boden, der ihn erzeugte, und als echter Sohn niederdeutschen Landes entsiegelte er das bisher ungeahnte Geheimnis, das in seiner Muttersprache verborgen lag. Storm und Groth waren demnach Heimatdichter im vollsten und schönsten Sinne des Wortes. Das bezeichnet aber nicht Enge und Schranke für den echten Künstler oder für die in sich geschlossene und gereifte Persönlichkeit. Groth war, wie Storm, ein eifriger Freund der Tonkunst — sehr nahe stand ihm Brahms, fern lag ihm Wagners Wesen —, ihn beschäftigten Sprachen und Naturwissenschaften, nicht so sehr Geschichte oder gar Philosophie; er legte Nachdruck darauf, Autodidakt zu sein. Im Vergleich zu Storm war er naiver, leichtlebiger, heiterer; doch auch für ihn führte kein Steg zu der jenseitigen Welt hinüber. Groth war mit dem ersten Wurf seiner lyrischen Gaben fertig und reif und vollendet, bei Storm beobachten wir eine stetig fortschreitende Ent-

wicklung, von dem ersten „Flügelprüfen" im Liede, von der knappen Skizze in Prosa bis zu seinen Meisterwerken, die in der letzten Novelle „Der Schimmelreiter" gipfeln. Storms Natur ist verwickelter als die Groths; „der Mensch in seinem Widerspruch" ist an ihm das Fesselnde: das weiche Gemüt, die echt friesische Gehaltenheit und Schweigsamkeit, die Neigung zu Erinnerung und Sehnsucht, zu Trauer und Einsamkeit und daneben der nüchtern klare, scharfe Verstand, der harte Kopf, dessen Vernunft sich nicht gefangen gibt, sich nicht umstricken läßt von den Netzen des Glaubens und der Hoffnung in der Religion, mag auch in tiefem Seelengrunde eine dunkle Ahnung des Ungewissen, ja Unwißbaren und Unheimlichen sich immer wieder regen. Hebbels gewaltiges Schaffen ist von metaphysischen Ideen durchtränkt, in ihm ist die wuchtige Kraft des Denkers am Werke, der zugleich Dichter ist, und seine Probleme sind zeitlos. Mit der Heimatscholle, mit dem Wesen seiner Heimatgenossen verbindet ihn seine Bühnenkunst insofern, als er die Steifnackigkeit der Friesenrasse ebensowenig in der Starrheit mancher seiner Gestalten wie in dem Hange zum Grübeln und in der strengen Folgerichtigkeit seines Denkens verleugnet. Ihn und seine Dichtung aber auf die Heimatformel zu bringen, wäre ein aussichtsloses Beginnen. Er war ein Denker, Kunstphilosoph, ein Charakter von herbester und härtester Selbstzucht

und Selbstkritik im Schaffen. Auch Storm konnte sich hierin nicht genug tun; er wurde nicht müde, aus dem Stoff, aus der Stimmung des Augenblicks das Bedeutungsvolle herauszuholen und diesem die vollendete Ausprägung zu geben. Man ziehe die Linie von Storm zu Jensen und Heiberg und Liliencron, und man spürt, wer unter ihnen der größte, geschlossenste Künstler ist. Jensen ist überreich, doch ohne straffe Zügelung seiner Kraft, seiner ungemein beweglichen Phantasie, Heiberg ist von bewußter Enge und Einseitigkeit und nur groß im Kleinen; er bietet Unterhaltung und Kleinkunst, aber keine Höhenkunst; von Liliencron sagte Storm zu mir: „Da ist Kraft, da ist Grazie, aber er kann einen krank machen". Er ist von bestrickendem Zauber, auch wenn er seiner Laune nicht selten die Zügel schießen läßt und sich bewußt als den „ungezogenen Liebling der Grazien" gibt, denn ihm mangelte jener Ernst und jene Tiefe einer hochgerichteten Weltanschauung, die erst die Größe der Persönlichkeit ausmacht.

Es ist ungemein fesselnd zu beobachten, wie das kleine schleswig-holsteinische Ländchen, das in fast inselhafter Abgeschiedenheit jahrhundertelang wie verträumt dagelegen hatte, um die Mitte des 19. Jahrhunderts in den Strudel der deutschen Zeitgeschichte hineingerissen wurde, so daß von dieser Bewegung her die bedeutungsvollsten Ereignisse ihren Ursprung nahmen, und wie reich an tüchtigen

und hervorragenden Männern und an echter urgermanischer Volkskraft es sich erwies. Ja, die allgemeine Literaturentwicklung jener Jahrzehnte will uns dort gleichsam im verkleinerten Abbild erscheinen: in dem Klassiker des modernen Dramas mit seinem tragischen Dualismus, Friedrich Hebbel, der in seiner Zeit seinesgleichen nicht hatte, in der verfeinerten Romantik Theodor Storms und in der volksliedhaft stillen und idyllischen Lyrik Klaus Groths, die auch noch die enge Verbindung mit der Überlieferung der Vergangenheit bewahren, sowie endlich in den Stürmern und Drängern Heiberg und Liliencron, von denen jener ein Führer der naturalistischen Zeitrichtung auf epischem, dieser auf lyrischem Gebiete wurde*).

Und die Geister, die nach ihnen in schleswig-holsteinischen Landen erwuchsen, stehen in zumeist recht engem Zusammenhange mit ihnen und bekennen sich dankbar zu ihren Meistern, ob Gustav Frenssen sich an Storm, Timm Kröger sich an diesem und an Liliencron bildete, ob Ottomar Enking in der ungemein getreuen, auch wohl herben Kleinmalerei an Heiberg sich anlehnte, um ihn zwar weit zu überholen, oder ob Bartels, Joh. Dose und Charlotte Niese geschichtliche Pfade wandeln wie Jensen oder ob Joh. Hinrich Fehrs Klaus Groths Idyllen in größeren Erzählungen überbot. Storm-

*) Im einzelnen sei auf die betreffenden Kapitel im dritten Bande meiner „Deutschen Literaturgeschichte" verwiesen.

schen Einschlag wird der Kundige auch in den zarten und in den kräftigen Strichen, mit denen Helene Voigt-Diederichs zu zeichnen liebt, nicht ganz verkennen, geschweige denn bei kleineren Talenten wie Claudine und Dora Staack, Emma Müllenhoff, Wilh. Lobsien, Iven Kruse, Wilh. Poeck u. a. Es bleibt doch das Wort Liliencrons bestehen, das er Storm ins Grab nachrief:

... Du warst ein Dichter und du warst ein Künstler.
Ein Dichter: wohl aus tausend Quellen rinnt es,
Die unterirdisch laufen, rinnt's ihm zu.
Noch fand kein Mensch je, was den Dichter schuf.
Wie tief doch sahst du in ein Menschenherz;
Und unser Heimatland, das ernste, treue,
Mit ewiger Feuchte, seltnem Sonnenblick,
Du kanntest seine Art. Kein andrer wohl
Nahm so den Erdgeruch aus Wald und Feld
In seine Schrift wie du ...

Viel dunkelrote Rosen schütt' ich dir
Um deines Marmorsarges weiße Wände
Und senke meine Stirn dem großen Dichter,
Den ich so sehr, so sehr geliebt.

Theodor Storms Leben

Wer von Hamburg aus an der Westküste Schleswig-Holsteins entlang den friesischen Inseln und ihren Bädern zustrebt, den führt der Zug über den Nordostseekanal und die Eider an der grünen Marsch dahin, und so gelangt er auch zu dem kleinen Städtchen Husum, das, hinter Deichen geborgen, vor der Macht des Meeres geschützt, in friedlicher Stille und Einsamkeit daliegt. Doch in vergangenen Tagen war es ein ansehnlicher Handelsplatz für das Vieh, das auf den fetten Marschen üppig gedieh, und Wohlhabenheit und patrizische Würde waren dort zu Hause, wie in den nordischen Hansestädten, wenn auch alles in verkleinertem Maßstabe. Jetzt ist sie durch den Dichter, der dort geboren ist und begraben liegt und sein Denkmal im Schloßpark erhalten hat, als „die graue Stadt am Meer" geweiht. Sie ist die Stadt Storms geworden. Und wer heute ihre Straßen durchwandelt, findet ihre Häuser nicht „alt und finster", wie trotz seiner Heimatliebe der Dichter einst berichtete, auch ist sie nicht mehr „abseits", getrennt vom Verkehr mit der übrigen Welt, sondern zwei Eisenbahnlinien berühren sie, und schönes Marschenvieh wird dort für Rheinland und Westfalen verladen. Nicht mehr finster sind am Abend die Straßen, wie einst, als die nächtlichen Wanderer von einer Handlaterne geleitet werden mußten,

sondern Gasglühlicht strömt jetzt seinen hellen Schein auf wohlgepflasterte Straßen und ihre Neubauten aus. Auch das Haus, in dem der Dichter geboren wurde, ist nicht mehr das alte, sondern es wurde umgebaut; doch eine Inschrift bezeichnet auch heute noch die Stätte, wo Theodor Storm das Licht der Welt erblickte, „am grauen Strand, am grauen Meer", in grauer Stadt, wo die Nebel so gerne alles in diese eine unbestimmte Dunstfarbe hüllen. Es war in der Nacht des 14. auf den 15. September 1817 — im Kirchenbuch steht der 15. verzeichnet, doch die Mutter wußte es besser —, also noch vor Mitternacht, unter Donner und Blitz eines Herbstgewitters wurde dem Advokaten Johann Casimir Storm von seiner Frau Lucie, geb. Woldsen, ein Sohn geboren; er erhielt in der Taufe die Namen Hans Theodor Woldsen Storm. Die Woldsen waren ein altes Patriziergeschlecht, das Kaufherren, Syndici und Senatoren hervorbrachte; ein Simon Woldsen († 1765) bekleidete sogar die Bürgermeisterwürde; die Urgroßmutter († 1829) und vor allem die Großmutter († 1854), eine geb. Feddersen, waren für den jungen Knaben der Gegenstand höchster Verehrung und Zuneigung; die Großmutter war von überschwenglicher Güte, so recht eigentlich der liebevolle Schutzgeist des Knaben, unerschöpflich im Märchenerzählen. Waren die Woldsen, die Feddersen und Jensen und Thomsen echte Friesen, so die Storme Niedersachsen,

Erbpachtmüller in Westermühlen im Kreise Rendsburg; durch die Geschlechter hin unterschied man die Hans Storm I und II († 1766) und III († 1820). „Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt": das Wort gilt in vollem Maße von Th. Storm. Ihn beseelte der innigste Familiensinn, er fühlte sich getragen und geschützt von dem Bewußtsein, den vergangenen Reihen tüchtiger, von Bürgertugenden durchdrungener Männer wie einer langen, starken Kette sich als festgefügtes Glied anzuschließen. Die Überlieferung der dahingeschiedenen Geschlechter prägte sich dem Knaben auf das bedeutsamste und folgenreichste ein. Der wehmutvolle Zauber der Erinnerung und ihrer verwitternden und verblassenden Zeichen in Bildern und Medaillons, in vergilbten Familienpapieren, Silhouetten, verwelkten Blumen mit ihrem Hauch der Vergänglichkeit umwehte ihn früh. Dieses für jeden Menschen so wichtige Erbteil des Familiensinns — ja Kultus — war für die werdende junge Poetenseele von großem Wert. Seine Mutter († 1879) mit ihren schönen blauen Augen, von denen der alternde Sohn noch schwärmte — er hatte sie übrigens selbst geerbt —, war nicht eine Dichtermutter im Sinne der Frau Aja, sondern eine kühle, klare, fast nüchterne Verstandesnatur, von zarten Nerven und schwankender Gesundheit. Von ihr sehr verschieden war „de ole Storm" († 1874) trotz seiner juristischen Amtstätigkeit, die ihm weithin in Stadt und Land

Ansehen und einen Sitz in der schleswigschen Ständeversammlung (1831 bis 1848) verschaffte. Wie es so häufig bei nordischen Naturen hervortritt, war er wohl rauh und schroff nach außen hin und tat oftmals den Seinen weh, doch das geschah nicht aus innerer Hartherzigkeit, sondern gerade aus einem weichen, liebevollen Herzen heraus, das er nur zu offenbaren sich scheute. Er war ein großer Naturschwärmer; sein Garten, seine Blumen, seine Sprehen (= Stare) waren ihm lieb und wert; er war reich an Phantasie und erzählte leidenschaftlich gerne; was aber dem Nordmann fehlte, war der leichte Sinn, der Humor, der alles, auch das Schwere, mit heiter-festem Mut und Weltgefühl überwindet und auch an kleinen Dingen sich zu erfreuen vermag. So schreibt der Sohn (1858): „Wenn doch unser Vater bei seinem tiefen, liebevollen Gemüt die Fähigkeit hätte, ein wirkliches Glück, wo es sich einmal bietet, als solches mit Freude und Vertrauen anzunehmen und zu pflegen. Aber ich weiß es ja nur zu gut, das neue Erlebnis, auch das schönste, macht ihm nur Sorge; sein grübelnder Sinn denkt nur den unheilvollen Folgen nach, die durch ein Zusammentreffen der und jener, vielleicht der entferntesten Möglichkeiten für seine Lieben daraus entstehen können.“ — Mit ihm und der Großmutter wetteiferte im Märchenerzählen die „Scheherezade“ seiner Kindheit, Lena Wies, die plattdeutsche Freundin. Die Schwester seiner

Mutter, Elsabe Woldsen, gehörte auch zu den weiblichen Wesen, die den Buben besonders zärtlich betreuten; sie war von köstlichem Humor.

Es fehlte jedoch auch nicht an Ereignissen, die des Knaben Herz tief und schwer erschütterten: so der Tod einer um drei Jahre jüngeren Schwester und die Sturmflut 1825. Auch die Übersiedlung vom Markt nach der Hohlen Gasse, ins Haus des Großvaters, der gestorben war, bildete ein Erlebnis: in derselben Gasse an der Schiffbrücke lag das Haus, das dem Urgroßvater gehörte, und nicht weit davon an der Husumerau ein Garten. Dort tummelte sich der frische Knabe ebenso munter wie in den drei geräumigen Hausböden, die übereinander geschichtet waren. Da konnte der Blick schweifen über die Fennen der Marsch mit ihren weidenden Rindern und übers Meer mit den vorüberziehenden Schiffen und bis zu der wie ein Nebelstreifen hingestreckten Insel Nordstrand. Das alles waren Eindrücke, die sich der jungen Seele einprägten, um erst in der sehnsüchtigen Erinnerung späterer Jahre wirklich lebendig zu werden. Zu den schönsten Begebenheiten der Jugendzeit gehörten aber die Reisen nach Westermühlen und Hohn, wo Verwandte in Bauernhäusern unter tief herabhängenden, grün bemoosten Strohdächern hausten und wo der Wald mit Drosselfang und die Wiesen und die Büsche mit ihrer Einsamkeit lockten. Von diesen seligen, unvergeßlichen Ferienwochen

weht noch ein warmer Hauch in den nachgelassenen Blättern*). Storm nannte „die Garteneinsamkeit die Mutter seiner Produktionen". Hinzu trat eng verwandt mit dieser das Erleben, das er in jungen Jahren in den holsteinischen Dörfern und Feldern, die so malerisch von Knicks durchzogen sind, in sich sog: das Gefühl für das Abseitige, Stille, von Träumen Durchwebte. Es ist das Romantische im nordischen Empfindungsleben, das Innerliche. Seelenvolle, bei dem Geist und Welt, Herz und Natur zusammenrinnen. Sich einzuspinnen in Enge und diese zu einer Welt zu weiten, das ist norddeutsche — ob friesische, ob pommersche — Art; das führt den Stift der dänischen Maler oder der holsteinischen Poeten wie Timm Kröger. Bei dem Wort „Westermühlen" ging dem Greise noch der ganze Zauber der Jugend vor der Seele auf; die smaragdgrüne Eidechse war ihm ein Erlebnis gewesen, unauslöschlich eingeprägt, und welch Jugend-Heimweh klingt durch das Ritornell:

Muskathyazinthen —
Ihr blühtet einst in Urgroßmutters Garten;
Das war ein Platz, weltfern, weit, weit dahinten.

Die Natur wurde also dem Knaben vertraut zunächst vor allem in Gestalt des Gartens; dort schmiegte er sich an ihre Brust. „Ich war" —

*) Veröffentlicht in der „Deutschen Rundschau" (1888, S. 341—46).

schreibt er an Eggers 8. 8. 57 — „in meiner Heimat als Knabe und später bis zur Auswanderung gewohnt, den Sommer über ganz im Garten zu leben, jeden lieben Gedanken dort auszuspinnen, für jede Schwierigkeit der Arbeit mir dort die Lösung zu suchen; das Drückende eines Sommertages habe ich dort niemals empfunden. Die grünen Schatten waren immer bereit, mich aufzunehmen." Erst den reiferen Jüngling faßte auch der friedevolle Reiz der blühenden Heide mit ihrem Duft und ihrer träumerischen Stille eines Hochsommertages.

Die alte Gelehrtenschule — diesen hochklingenden Namen führten in Schleswig-Holstein die Gymnasien — war nach heutigen Begriffen eine recht dürftige Bildungsanstalt; sie hatte vier Klassen, denen der Rektor, der Konrektor, der Subrektor und der Kollaborator vorstanden. Besonders der deutsche Unterricht scheint wenig ergiebig und angemessen gewesen zu sein, wenn, wie Storm gerne lachend erzählte, nicht deutlich wurde, daß es auch in der Gegenwart noch Dichter gebe, und wenn die Schüler Uhland für einen alten Minnesänger halten konnten. Auf der üblichen „Redefeierlichkeit", mit der das Schuljahr schloß, verabschiedete sich der junge Storm mit einer Dichtung: „Matathias, der Befreier der Juden". Wie köstlich ist die Anekdote, daß der würdige Rektor Friedrichsen jene ohne Korrektur dem Verfasser zurückgab mit der Bemerkung, er sei kein Dichter!

Im Herbst 1835 siedelte Storm zur Vervollständigung seiner Schulbildung auf das Katharineum in Lübeck über, dessen Direktor der treffliche Philologe Friedrich Jakob war, während Johannes Classen, noch ganz jung, den Literaturunterricht gab; er leitete später lange Jahre das Johanneum in Hamburg († 1890). Doch schon diese Männer zeigen uns, daß dort in der alten Hansestadt an der Trave eine andere geistige Luft wehte als in dem kleinen Husum. Eine Lokalsage „Der Bau der Marienkirche zu Lübeck" hat Storm 1837 dichterisch behandelt (im Biernatzkischen Volksbuch ist sie später abgedruckt worden); im übrigen ist es merkwürdig genug, daß Storm von Lübeck selbst, seinen altertümlichen Türmen und Häusern und Straßen, und seiner ehrwürdigen Geschichte keinen irgendwie nachweislich nachwirkenden Eindruck erfahren hat; in seinen Novellen spielt sie keine Rolle. Um so mehr bedeutete für ihn die Freundschaft gleichalteriger und gleichgesinnter Genossen. Was Herder für Goethe in Straßburg, das wurde Ferdinand Röse für Storm. Der war sehr begabt, außerordentlich angeregt und anregend, doch in sich haltlos, überschwenglich und unklar; er gehörte mit seinem nie vollendeten philosophischen System zu jenen Unglücklichen, die immer etwas Außerordentliches wollen, ohne es zu können; sie gehen an der „Melancholie des Unvermögens" oder an Zügellosigkeit zugrunde. Im Freundeskreise

hatte er den anmutenden Spitznamen Magister Antonius Wanst. Nach einem bewegten Wanderleben, das ihn nach Berlin, Paris, Basel, München, Tübingen, auch ins Schuldgefängnis nach Coblenz führte, ist Röse 1859 gestorben. In dem letzten Schuljahr auf dem Katharineum fand er an Storm einen empfänglichen Kameraden und riß vor ihm weit die Pforten einer neuen Welt auf, und über diesen standen die Namen: Goethes Faust, Eichendorff, Heine! Emanuel Geibel war schon Student, und in den Ferien verkehrte er in seiner Vaterstadt viel mit seinem Schulfreunde Röse; so ergaben sich die ersten Beziehungen zwischen ihm und Storm. Doch sie entbehrten von vornherein nicht des Stachels. Wie Merck bei Goethe ein spöttischer „Merker" war, so blickte der ältere Geibel auf die dichterischen Versuche des jüngeren Freundes, die ja nur ein „Flügelprüfen" waren, mit überlegener Geringachtung herab, und ein leiser Groll — nicht gegen den Menschen, wohl aber gegen den Dichter — wuchs in Storm mit den Jahrzehnten, je stärker sein Bewußtsein wurde, in der liedhaften Lyrik, die für ihn allein die wahre Lyrik bedeutete, dem poeta laureatus und dessen Goldschnittbändchen mit seinen hundert Auflagen an Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit weit überlegen zu sein.

1837 bezog Storm die Universität Kiel, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen, von der er,

in einem Brief an Emil Kuh, behauptete, es sei das Studium, das man ohne besondere Neigung pflegen könne, und wenn wir von der Potsdamer Zeit absehen, so hat der dichterische Beruf mit dem juristischen sich bei Storm ganz wohl vertragen. In Kiel fand er das Studentenleben wenig nach seinem Sinn; er war enttäuscht, und dabei sprach wohl nicht nur sein allgemein menschliches Empfinden mit, sondern er fühlte mehr und mehr in sich die dichterische Veranlagung, die nach Pflege und Entwicklung drängte, und somit wohl auch besonders schmerzlich den Widerstreit zwischen Ideal und Wirklichkeit. Noch einsamer erschien er sich in Berlin, wohin er auf zwei Semester mit den Freunden Röse und Mantels übersiedelte. Ausflüge in die Umgebung, zu den Havelseen, und ein längerer Aufenthalt in Dresden brachten erwünschte Abwechslung in das sonst nur einförmige Leben. Nach Kiel, Michaelis 1839, zurückgekehrt, fand er in der Freundschaft mit den aus einem Gardinger Pastorenhause stammenden Brüdern Theodor Mommsen, dem späteren großen Historiker, und Tycho Mommsen, der als Gymnasialdirektor in Frankfurt a. M. in den 70er Jahren gewirkt hat, einen bleibenden Gewinn für sein inneres Leben, besonders auch für seine lyrische Begabung. Theodor Mommsen entdeckte die 1838 erschienenen Gedichte Eduard Mörikes, und das wurde für den kleinen Freundeskreis ein Ereignis,

denn so kritisch und streitlustig sie auch waren, zumal bei der Beurteilung der Gedichte, die der eine oder der andere von ihnen selbst verfertigte, so machten sie doch vor dieser „letzten Rose aus dem Schwabenlande" in ehrlicher Begeisterung und Bewunderung halt. Das klingt auch in dem „Liederbuche dreier Freunde" hindurch, das sie 1843 herausgaben*). Hatte Storm sein erstes Gedicht 1833 in ein kleines Beichtbuch eingetragen, so ist er hier schon mit einundvierzig Gedichten vertreten; doch sie tragen noch den Einfluß jener Meister, an denen er sich gebildet hatte, Heine und Eichendorff, erst vereinzelt des erst kurz zuvor liebgewonnenen Mörike; er hielt sie daher auch später zur Hälfte nicht für würdig der Aufnahme in seine eigene selbständige Gedichtausgabe. Von dem lebhaften und fruchtbaren Gedankenaustausch der für deutsches Volkstum und für Dichtung so empfänglichen Freunde zeugt auch der Plan, Sagen und Märchen der Herzogtümer herauszugeben; sie machten sich emsig ans Sammeln, und in „Biernatzkis Volkskalender für Schleswig-Holstein und Lüneburg" 1844 erschienen Proben davon; hernach aber überließen sie ihre Stoffsammlungen Karl Müllenhoff, dem später so berühmten Germanisten (in Kiel, dann in Berlin), zur Ver-

*) Ausführlich habe ich über dies jetzt so seltene Buch in den Jahrb. f. Altertumsw., Pädagogik u. Literaturgesch. 1917 berichtet.

wertung für seine eigenen, schon in Angriff genommenen Sammlungen.

Der Zug zum Märchenhaften tritt auch im „Liederbuch“ bei Storm schon leise hervor, auch sonst läßt sich keimhaft echt Stormsche Empfindungsweise aufspüren, wie die Vergänglichkeitswehmut, der Sinn für Weihnachtszauber, die Heimatliebe und am reinsten und eigensten das Gefühl für den sanften Reiz der Dämmerung in süßem Minnespiel („Dämmerstunde“).

Doch alles das ist noch verhalten und gedämpft und ohne persönliche Tongebung. Plötzlich aber blühen auch Zeilen auf wie die trostlos schmerzlichen: „Junge Liebe, aus eigenem Herzen geboren, nie besessen, dennoch verloren“. Das Rätsel dieser Zeilen ist erst vor ein paar Jahren gelöst und damit der Schleier hinweggezogen worden, der uns Storms früheste Dichtung geheimnisvoll umhüllte. Es ist eine gar romantisch-traurige Geschichte, die er in jungen Jahren erlebte und erlitt und die seinen Hang zur Melancholie wohl noch nähren sollte. Noch als Lübecker Primaner, im Jahre 1836, lernte er in Hamburg ein zehnjähriges Mädchen, Berta von Buchau, kennen, deren Mutter gestorben und deren Vater in Amerika lebte; und dieses Kind „von jenseits des Meeres“ tat es ihm in wunderbarer Weise an und schlug ihn in ihren Zauberbann. Wohl pflegen dichterische Seelen besonders leicht von Amors Gluten entzündet zu

werden, und daß den jungen Storm gar manches Mal eine holsteinische Schöne entzückt und berückt hat, dürfen wir füglich annehmen. Doch hier war es der Reiz des Abenteuerlichen, des Fremden, Exotischen, der ihn anzog, und vielleicht regte sich auch das Verlangen, das Kind nach seinem Willen zu formen und zu bilden, in ihm, dem auch später liebende Frauen einen herrischen Sinn dem weiblichen Geschlecht gegenüber nachsagten. Zunächst suchte er das Kind geistig an sich zu fesseln; ein Briefwechsel zog sich durch Jahre hin, er sandte ihr Märchen und Lieder und Rätsel; 1841 erklärte er sich der Pflegemutter des Mädchens und suchte sie für seine Hoffnungen und Wünsche zu gewinnen. Doch die mußte ihm seine Träume zerstören; denn das Mädchen empfand für ihn nicht jene Zuneigung, in der sie sich für das Leben hätte binden mögen. So mußte er verzichten, und dies Weh, das er hätschelte wie ein krankes Kind, zitterte lange in ihm nach*). — 1843 finden wir ihn als Advokaten in seiner Vaterstadt Husum neben seinem Vater tätig, doch hatte er seine eigene Wohnung (in der Großstraße), und eine ältere Jungfrau (Christiane Brick) führte ihm den Haushalt; sie gehört zu den einsamen resignierten Seelen, die

*) Vgl. die älteren Gedichte: „Junge Liebe", „Nelken", „Damendienst", „Dämmerstunde", „Frage", „Rechenstunde", „Bettlerliebe", „Und weißt du, warum so trübe".

Storm so fein zu zeichnen vermag, weil er ihnen innig nachfühlte. In der Dämmerstunde mußte sie ihm bei sausendem Teekessel erzählen, wie er selbst es im Elternhause in der Hohlen Gasse gerne tat, wie er es auch in Kiel als Student, nicht am wenigsten mit schreckhaften Spukgeschichten im Kreise junger Mädchen getrieben, denen er dann, wenn der Höhepunkt kam, die auf der Marmorplatte erkaltete Hand auf den Nacken zu legen liebte — wie mir noch alte Matronen gar gruselig berichteten.

Überhaupt war der junge Storm fröhlicher Geselligkeit nicht abhold. Sein Elternhaus war der Mittelpunkt der kleinen Stadt in dieser Hinsicht; Maskeraden wurden veranstaltet, und vor allem gründete Storm, der nicht nur von hoher musikalischer Begabung war, sondern auch eine wohlklingende und wohlgeschulte Tenorstimme besaß, einen „Musik- und Singverein", der noch heute die gute Überlieferung festhält. Im selben Sommer weilte als Gast im elterlichen Hause die schöne Base, Constanze Esmarch. Die Schwester der Mutter, Tante Elsabe, die einst den Knaben so treu gehütet hatte, war 1826 von dem Bürgermeister und Stadtsekretär Ernst Esmarch in Segeberg heimgeführt worden, und ihr liebliches Töchterchen war Constanze. Sie besaß eine schöne Altstimme und hatte ein leichtes und heiteres Temperament, das die mannigfachen Ausflüge des kleinen

Freundes- und Verwandtenkreises, zu dem Friederike Jensen, Tochter eines Senators, Helene und Johannes Storm, die Geschwister Theodors, gehörten, nicht wenig belebte. Als Kinder schon hatten Theodor und Constanze im großmütterlichen Hause herumgetollt, wenn die Familie Esmarch in dem großen Reisewagen aus Segeberg angelangt war, was alljährlich — mit immer wachsender Zahl — der Fall war, und der junge Student verbrachte vielfach einen Teil der Ferien bei der geliebten Tante Elsabe in Segeberg; in den weiten Räumen des Rathauses und in dem von Jasmin und Flieder und Rosen duftenden Garten am See lachte dem jungen Volk das Leben. Dort nun — im Herbst 1843 — fing Theodor ernstlich Feuer, Constanze aber blieb lange hartnäckig spröde. — Er wird uns aus jener Zeit als ein schlanker Mann von etwas gebeugter Gestalt, mit hell leuchtenden blauen Augen, hoher klarer Stirn und dunkelblondem Haar und besonders schönen Händen geschildert. Aber das Bäschen fand ihn zu launenhaft und selbstbewußt und hielt sich zurück. Ihr Besuch dehnte sich über den Winter aus, zu Weihnachten tröstete Theodor die von Heimweh Gequälte unter dem Christbaum, an dem einsam noch eine Kerze brannte, und das ward die Stunde, wo auch in ihrem Herzen die Zuneigung zu dem heißwerbenden Vetter aufblühte, und im Januar 1844 gab sie dem Liebesdrängen nach und legte ihre Hand in die

seine*) — es war auf dem Husumer Deich, und das Meer rauschte seine ewige Melodie in das selige Minnegeflüster hinein. Erst nach Ostern schlug die Trennungsstunde für die Brautleute, und seine Briefe zeugen davon, wie er die Liebe als „unermüdliche Tätigkeit, als gegenseitiges Werben, Seele um Seele“ auffaßte, wie er sich mühte, die Braut, die nur eine schlechte Schule besucht hatte, zu bilden, geistig zu heben und vor allem zu unbedingter Wahrhaftigkeit ihm gegenüber und zu schrankenloser Hingabe an ihn zu erziehen. Er neigte zu nordisch-kleinstädtischer Hypochondrie, kränkelte viel, war nach des Tages Last „ganz abgespannt“, und dann sah er auch die so heiß Geliebte durch eine graue Brille. Auch konnte und wollte sie gar nicht dem Idealbilde, das er sich von ihr machte, entsprechen; sie war in ihrer Urwüchsigkeit etwas trotzig und unfügsam, wenn er zuviel verlangte oder gar philisterhaft und schulmeisterlich an der Form ihrer Briefe, ihrer Rechtschreibung, ihrem Stil herumnörgelte. Schwere Gedanken über Unsterblichkeit wälzt der Liebhaber; neben allen Rosen, die ihn umblühen, sieht er die

*) Aus der Brautzeit stammt das Gedicht „Nun gib ein Morgenküßchen“, aus der jungen Ehe: „Nun sei mir heimlich zart und lieb“, „Zur Nacht“, „Im Herbste“, „Schließe mir die Augen beide“, „O süßes Nichtstun“, „Auf dem Segeberg“, „Wer je gelebt in Liebesarmen“, „So komme, was da kommen mag“.

Dornen; im seligsten Glücksgefühl hört er „den Totenwurm picken"; immer wieder wirft er die Frage auf: „Werden wir uns nicht doch einmal (im Sterben) trennen müssen? Ich fühle, wie alles verweht und vergeht und vergessen wird, oft schon über Nacht." Wohl spürt er, daß sie solchen schwerblütigen Betrachtungen ebenso wie den Quengeleien über Kleinigkeiten abhold ist, und er tadelt sich auch selbst und nennt sich nicht immer milde und lieb gestimmt, sondern leicht zur Heftigkeit geneigt, für den Alltagsbegriff überspannt, ja einen alten Bären und Griesgram und Melancholiker, doch er sagt dann zu seiner Rechtfertigung: „Ich würde dich nicht so quälen, wenn ich dich nicht so liebte." Am Ende ging denn auch die Brautzeit vorüber, die mit Aprilwetter gar oftmals Ähnlichkeit hat, weil sie ein Zwischenzustand ist. Wie sagt doch Goethe?

Wunderlichstes Buch der Bücher
Ist das Buch der Liebe.
Aufmerksam hab' ich's gelesen:
Wenig Blätter Freuden,
Ganze Hefte Leiden;
Einen Abschnitt macht die Trennung.
Wiedersehn: ein klein Kapitel,
Fragmentarisch. Bände Kummers,
Mit Erklärungen verlängert,
Endlos, ohne Maß.

Dies Wort könnte man als Motto über Storms Brautzeit setzen.

Am 15. September 1846 war die Hochzeit in Segeberg, und das junge Ehepaar bezog in Husum in der Neustadt ein Haus, hinter dem sich ein Garten mit Linden und Ulmen und Rosen hinzog. Und mit diesen Lieblingsblumen Constanzes erblühte auch ein schönes häusliches Glück; 1848 wiegte die Großmutter Woldsen den ersten Urenkel auf ihren Armen, 1851 folgte der zweite, 1853 der dritte. Doch inzwischen waren schwere Wolken am politischen Himmel über den Herzogtümern heraufgezogen. Wie der dänische König, Christian VIII., der zugleich Herzog in Schleswig-Holstein war, schon in dem „Offenen Briefe" von 1846 die Absicht kundgetan hatte, Schleswig von Holstein loszulösen und Dänemark einzuverleiben, so machte sein Nachfolger Friedrich VII. 1848 Ernst mit diesem verhängnisvollen Plane. Wohl gelang es den Schleswig-Holsteinern, mit Hilfe des Deutschen Bundes, die Eindringlinge zu vertreiben, und voll stolzer Zuversicht sang Th. Storm sein Osterlied („Auf dem Deich", später „Ostern" genannt). Doch als Preußen, unter dem Drucke von Österreich, Frankreich und England, seine Hilfe versagte, wurden die Schleswig-Holsteiner 1850 bei Idstedt, infolge Unfähigkeit des Führers, geschlagen, und Schleswig fiel dem Hasse der Dänen anheim. Storm war ein kerndeutscher Mann und machte aus seiner Gesinnung kein Hehl. Fürwahr, er konnte auch „die Trompete blasen" und blies sie

schmetternd in die Lande hinaus. Davon legen Zeugnis die wuchtigen Lieder ab: „Im Herbste 1850", „Gräber an der Küste", „Ein Epilog", „Sie halten Siegesfest". Schweren Herzens trug er die Schmach, die über sein geliebtes Ländchen hereinbrach, und vor allem die Schande, daß nicht alle Bürger so dachten, wie Vaterlandsfreunde denken müssen, sondern daß in dem eigenen Heimatlande der Feind Bundesgenossen fand, die undeutsch ihre Vergangenheit verleugneten, Gesinnungslose,

Die einst von deutscher Frauen Munde
Der Liebe holden Laut getauscht,
Die in des Vaters Sterbestunde
Mit Schmerz auf deutsches Wort gelauscht.

Der Belagerungszustand wurde über Husum verhängt, und am Neujahrstage 1851 wurde von den Dänen auf dem Friedhofe zu Husum ein Monument errichtet mit der Inschrift: „Den bei der heldenmütigen Verteidigung von Friedrichstadt im Herbst 1850 gefallenen dänischen Kriegern geweiht von Husums Einwohnern". Storm schleuderte erbitterte Lieder in die Welt hinaus. Seitdem die Fremden herrschten, war seines Bleibens im Lande nicht mehr; es war ihm unerträglich, die verhaßte Sprache zu hören und die übermütigen Feinde in den alten Häusern seiner vertriebenen Freunde aus- und eingehen zu sehen. Und da das dänische Regiment seine Gesinnung kannte, wurde ihm die

beim Thronwechsel nötige Bestätigung seiner Advokatur versagt. Weihnachten 1852 weilte er in Berlin, um im preußischen Justizdienst eine Stelle zu suchen.

Die fremde Stadt durchschritt ich sorgenvoll,
Der Kinder denkend, die ich ließ zu Haus.
Weihnachten war's; durch alle Gassen scholl
Der Kinderjubel und des Markts Gebraus ...

Im Oktober 1853 ist alles zur Abreise nach Potsdam bereit, denn dort hatte Storm eine Stellung als Assessor am Kammergericht erhalten. Blutenden Herzens steht er zum letzten Male vor seinem Hause:

Kein Wort, auch nicht das kleinste, kann ich sagen,
Wozu das Herz den vollen Schlag verwehrt;
Die Stunde drängt, gerüstet steht der Wagen,
Es ist die Fahrt der Heimat abgekehrt.

Er ruft denen, die sich den Fremden fügen, zu:

Geht immerhin und widerruft, was einst das Herz gebot —
Ich aber kann des Landes nicht, des eignen,
In Schmerz verstummte Klagen mißverstehn;
Ich kann die stillen Gräber nicht verleugnen,
Wie tief sie jetzt in Unkraut auch vergehn.

Noch einmal lauscht er dem Möwenschrei, dem Rauschen der Flut, mit seinen drei Knaben und

seinem Weibe, das nimmer daran zweifeln soll, daß sein Herz die Heimat nie verleugnen wird, und die Knaben heißt er noch einmal ins weite Land hinauszublicken und sich einzuprägen die Stätte, auf deren Grund ihr Vaterland stünde, wo sie auch immer weilen:

Doch ist's das flehendste von den Gebeten,
Ihr mögt dereinst, wenn mir es nicht vergönnt,
Mit festem Fuß auf diese Scholle treten,
Von der sich jetzt mein heißes Auge trennt!

Alles andere — so ruft er dem jüngsten Kinde, das noch in der Wiege liegt, zu — ist Lüge:

Kein Mann gedeihet ohne Vaterland!
Kannst du den Sinn, den diese Worte führen,
Mit deiner Kinderseele nicht verstehn,
So soll es wie ein Schauer dich berühren
Und wie ein Pulsschlag in dein Leben gehn!

Das sind Bekenntnisse eines echten Lyrikers und eines echten deutschen Mannes, das sind Lebenszeugnisse, die uns tiefer als irgend etwas anderes in die Seele Storms hineinsehen lassen. Denn seine Gedichte sind naturgemäß weit mehr Bekenntnisse als seine Prosaerzählungen.

Es war aber, als ob neben dem häuslichen Behagen gerade die tiefe Erregung über den Kampf und über die Not der Zeit in dem Lyriker das flüssige Metall seines Herzens mehr und mehr gehärtet und geformt hätte. So hatte er eins seiner

schönsten Lieder, das „Oktoberlied“, schon 1848 im Gegensatze zu den politischen Wirren gedichtet, und ihn beglückte dabei das Bewußtsein, etwas Unsterbliches geschaffen zu haben, wie er strahlenden Auges dem gerade eintretenden Freunde Brinkmann gestand.

Hatte er ferner 1847 auf einen Wunsch Biernatzkis für den „Volkskalender“ seine erste Prosaskizze „Marthe und ihre Uhr“ geschrieben und bald die Novellen „Im Saal“, „Immensee“, „Posthuma“ und „Ein grünes Blatt“ folgen lassen, so gab er 1851 sein erstes selbständiges Büchlein „Sommergeschichten und Lieder“ heraus; sie führten in der Widmung den Namen der sonnen- und rosenfrohen Constanze. Doch wer ergründet die Tiefen eines Menschenherzens, zumal wenn es in einer Dichterbrust schlägt? So sehr Constanze jenes stille, gleichmäßig wohltuende Glücksgefühl zu dem Grundton der Ehe zu machen wußte, so fehlte ihr doch eines, was der mit kräftiger Sinnlichkeit, ja mit stark erotischem Empfinden ausgestattete junge Mann schmerzlich vermißte: die Leidenschaft. Und da fügte es sich, daß ein junges Mädchen, Dorothea Jensen, eine Freundin seiner Schwester, schon von frühe an eine heftige Neigung zu ihm hegte, ja diese schien, wie Storm bekennt, mit ihr zugleich auf die Welt gekommen zu sein. Und in der Reihe der Jahre wurde auch er von dieser tiefen Liebe wie von einem Sturmwind erfaßt und in schwere

Kämpfe hineingeworfen, von denen seine Lyrik in den ergreifendsten Liedern zeugt, die überhaupt seinem Herzen entsprungen sind*). Die Pflugschar starken Erlebens und starken Erleidens muß den Boden der Seele aufreißen und aufwühlen, wenn er das Beste und Herzlichste, dessen sie fähig ist — mag es auch zugleich das Schmerzlichste sein — hervorbringen soll. Ein so feinfühliges Herz, wie Storm es besaß, mußte durch die äußeren und inneren Kämpfe dieser Jahre schwer durchrüttelt werden. Doch alles dies ging nunmehr in dem einen bitteren Gefühle unter, in die Fremde, in die Verbannung, ins „Elend" hinausziehen und als Entwurzelter weiterleben zu müssen. Klaus Groth hat einmal gesagt: „Das Lengen (d. i. das Heimweh) hat Storm zum Dichter gemacht". Wohl hat dies Wort darin seine Berechtigung, daß er erst in der schmerzlichen Sehnsucht den ganzen Zauber seiner Heimat erkannte und in seinen Dichtungen enthüllte, doch als Dichter konnte er damals schon, als er wegzog, sich fühlen; es fragte sich nur, ob das Talent sich entwickeln oder einen Knick erleiden, ob „der kleine Strom" seiner Dichtung versiegen sollte.

Die Schwere der Zeit und das Bittere der Tren-

*) Vgl. „Weiße Rosen", „Hyazinthen", „Abends", „Die Stunde schlug", „Wohl fühl' ich, wie das Leben rinnt", „Du willst es nicht in Worten sagen", „Dämmerstunde", „Noch einmal!", „Frauenhand".

nung empfanden die Husumer so recht lebhaft, als sie auf der langen umständlichen Fahrt noch in Segeberg, der Stätte bräutlichen Glücks, rasteten; auch die Esmarchs mußten viel bescheidener und gedrängter sich einrichten, seitdem auch das Stadtoberhaupt von den Dänen entlassen worden war. Wohl muteten den Dichter die Heide und der Kalkberg und die liebliche holsteinische Landschaft im Herbstschmuck poetisch an. „Doch," seufzt er, „die Welt des preußischen Rechts liegt zwischen mir und der Poesie". Mit bangen Sorgen und Befürchtungen sah er in die trübe Zukunft. Was würde sie ihm bringen? Er sah zunächst nur, was sie ihm zu nehmen drohte, er sah nur den herben Abstieg aus den reichlichen Verhältnissen in Husum zu der Bedürftigkeit mit der niedrigen Sorge um den täglichen Schilling.

Wohl ward er in der Fremde von Gleichgesinnten freundlich aufgenommen. Theodor Fontane begrüßte ihn zu seinem Geburtstag (14. Sept. 1853) mit den heiteren Willkommsworten: „Der Herbst ist da, und Storm ist da, Schenkt ein den Wein, den holden, Wir wollen diesen goldnen Tag verschwendrisch noch vergolden". Und Wilhelm von Merckel, Kugler, v. Lepel, v. Kretzschmer, Roquette, Duncker, Pietsch, Bormann, bald auch Paul Heyse und Friedrichs Eggers taten alles, um dem schwerblütigen Friesen das Einleben in die neuen Verhältnisse zu erleichtern. Doch der juristische Mecha-

nismus, der ein Netz von Millionen Maschen über den Assessor am Potsdamer Kreisgericht warf, die Menge der „abscheulichen" Akten, die ihn mit Arbeit überlasteten und oft der Verzweiflung nahe brachten, wenn z. B. Akten von fünfzig Prozessen in vier Tagen zu erledigen waren — die Enge der Wohnung, die Kümmerlichkeit der finanziellen Verhältnisse, die bei wechselnden Kommissorien unablässige Unterstützungen des Vaters notwendig machten, und vor allem Kränklichkeit, schmerzhafte, nervöse Magenbeschwerden, wirkten zusammen, um diesen Potsdamer Jahren herbe Bitternis aufzudrücken. Durch die Briefe dieser Zeit klingt das Heimweh als Grundakkord in rührender Weise hindurch. Immer wieder gehen die Gedanken nach Husum, nach dem Garten mit dem Lusthause und mit dem Ahorn, in dem die Sprehen pfeifen; und wenn er den Knaben von seinem Krammetsvogelfang in Westermühlen (beim Großvater) erzählt und die schönen Herbsttage und die Bilder der lieben, friedlichen Gegend, beschienen von warmem Jugendsonnenschein, so lebhaft vor sein inneres Auge treten, dann weiß er sich vor Heimweh und vor Schmerz über die trostlose Zukunft nicht zu lassen. „Wie bin ich hier so allenthalben so übrig und lästig!" seufzt er in ungerechtem Mißbehagen. Wohl weiß er dabei, daß solche Stimmungen ihn nicht unterkriegen werden. „Ich bin wohl weich, dafür aber auch zähe" — bekennt er — „und fühle

recht gut, daß wir, die wir hier draußen sind, nicht nur für uns, sondern auch für unsere Heimat einzustehen haben und für uns selbst keine besonderen Ansprüche mehr ans Leben machen dürfen." Potsdam war ihm das große Militärkasino, der Park von Sanssouci war und blieb ihm eine zurechtgestutzte Natur; selbst in dessen einsamsten, feuchtesten und grünsten Teilen fühlte er nicht den freien Pulsschlag der Allmutter, sondern die Enge und die Spuren der Menschenhand; Hof-, Garde- und Lakaiengeist wehte ihm aus dem preußischen Versailles entgegen. Selbst die herbe Schönheit der märkischen Landschaft, der Kiefernwälder und der schwermütigen Havelseen, ging ihm nicht auf. Das Sehnen nach dem heimatlichen Leben in und mit der Natur, wie es ihn einst beglückt hatte, nach jener trauten Enge einer kleinen Stadt, zumal nach der „alten Storchenstadt", wo die Storms in einer Atmosphäre von wohltuendster Familientradition lebten, verläßt ihn nimmer. Jeder Brief, jeder Gruß, jedes Paket aus der Heimat ist ihm eine Quelle des Trostes und der Liebe, denn „hier in Potsdam sind mir die eigentlichen Adern meines Lebens doch unterbunden", klagt er. Und was die treu am Deutschtum Festhaltenden an Demütigung und stiller Qual daheim ertrugen, das fraß auch an seinem Innern. Wenn aber der Vater schrieb: „Der Kram hier richtet mich zugrunde", so ruft der Sohn ihm mannhaft zu: „Sie können's so toll

gar nicht treiben, daß ich das Gefühl verlöre, diese Erde sei dennoch mein." So tröstet er wohl auch die daheim und sich selbst: „Die Sonne scheint ja überall; solange ich mir selbst nicht untreu geworden, werde ich mit Constanze und den Kindern überall zufrieden sein; — wenn ich auch am liebsten daheim wäre." Er betrachtete sich doch alleweile als den „Vagabunden der Familie", als den Heimatlosen, den Verbannten. Vor allem, wenn Weihnachten herankommt, das Fest des Familiensinnes und der Familienliebe, das Storm allezeit mit vollendeter Virtuosität zu feiern wußte, dann wird die Sehnsucht nach Daheim um so lebendiger, und er schildert mit herzbewegender Innigkeit, wie man es einst im Elternhause zu begehen pflegte. Als schönster Traum schwebt ihm dann immer der Gedanke an einen Sommeraufenthalt in Schleswig-Holstein vor, und zugleich verläßt ihn nimmer der Glaube an die endgültige Rückkehr. Doch ganze Jahre sollten sich bis dahin aneinanderreihen, ohne dem stillen Wunsche Erfüllung zu gewähren.

Zunächst war er gekettet an ein Leben, das ihm überall fremd und ungewohnt und durchaus unbehaglich, unwillkommen war. In der beruflichen Tätigkeit mißfiel ihm das ganze „preußische, bureaukratische" Wesen, obwohl ihm auch hier die Kollegen mit aller Freundlichkeit und tiefem Verständnis für seine Lage entgegenkamen. Die Fülle der

Arbeit war „wahrhaft ungeheuer, wenigstens für einen Menschen mit schwacher Gesundheit". Die „Brüder in Apoll" waren die Mitglieder der literarischen Vereinigungen des „Tunnels ob der Spree" und der „Argo" und des „Rütli"; dieser bildete von jenem gleichsam einen engeren Ausschuß und fand Samstags von zwei Uhr (mit Damen, Tee und folgendem Abendessen) in Berlin, auch in Potsdam statt. Im „Tunnel" fühlte sich der „Tannhäuser", wie Storm als Mitglied hieß, auch nicht recht wohl; der zugeknöpfte, zurückhaltende Holsate, dem das Märkische in keiner Weise „lag", der stille Poet mit seinen sanften und zart abgetönten Stimmungsbildern und Stilleben nach niederländischer Art hatte seine Schwierigkeit, sich in seiner Eigenart zu behaupten oder gar durchzusetzen, und doch trug er den Glauben an sich, an seine dichterische Überlegenheit über manchen lauten Genossen unerschütterlich in sich. Fontane und Storm waren, wie jener bekennt, zu verschieden, als daß ein wirklich herzliches Verhältnis sich zwischen ihnen hätte herstellen lassen; der Stockpreuße urteilte noch nach langen Jahren — in dem Buche „Von Zwanzig bis Dreißig" — mit gewisser ironischer Verbissenheit über die „Husumerei" und „Provinzial-Simpelei" des schleswig-holsteinischen Märtyrers. Doch fehlte es auch nicht an herzerfrischenden Freundschaften, z. B. mit dem Kreisgerichtsrat Schnee; erst viel später trat er

Paul Heyse wirklich nahe; dieser vermählte sich im Mai 1854 mit Margarete Kugler. In Kuglers Haus traf Storm auch mit dem Manne zusammen, mit dessen Werken er seit achtzehn Jahren im engsten Verkehr gestanden, mit Eichendorff; er sagt von diesem: „In seinen stillen, blauen Augen liegt noch die ganze Romantik seiner wunderbar poetischen Welt."

Im April desselben Jahres hatte Storm endlich auch eine Antwort und eine ihn — wie weniges andere in jenen trüben Tagen — beglückende Sendung von dem so hochverehrten Eduard Mörike erhalten. Von diesem so warm und wahr sich gewürdigt zu wissen, das war für ihn ein Ereignis, ein Markstein im Leben, denn es gab ihm die innere Sicherheit und Festigkeit in seiner Kunst, und im Jahre 1855 fuhr er mit den Eltern ins Schwabenland und konnte in Stuttgart dem Manne ins Auge schauen, dem er sich schon so lange innerlich verwandt und zugetan fühlte. Von der herzerquickenden Begegnung liegt noch ein warm leuchtender Abglanz über der Schilderung, die Storm selbst davon gegeben hat.

Die Dichtungen, die in Potsdam entstanden, tragen einen düsteren Ton, „Im Sonnenschein", von dem er einmal schreibt, er habe sie auf seinen Mittagsspaziergängen bienenmäßig zusammengetragen, und „Angelika". Und das Heimweh gab dem Lyriker vor allem das Gedicht „Meeresstrand"

ein. Schwermutsvoll fühlte er „das Leben rinnen" und den einst so reichlich fließenden Quell der Lyrik versiegen. Eine Freude bereitete ihm die Aufführung der Märchenszene „Schneewittchen" im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in Berlin im April 1855.

Der durch das Schwurgericht, dann als Polizei- und Untersuchungsrichter hart bedrängte Mann, der bei dem scharfen Winter auch in Kohlennot auf kargen Wohnraum eingeschränkte Poet läßt uns in einem Briefe lesen: „Je kleiner und abgelegener die Stadt ist, desto besser; um so leichter kann man wieder zu Haus und Garten kommen; Beamter zu sein ist hier das denkbar Trostloseste." „Es kann mich doch mitunter so etwas von Mitleid mit mir selber anwandeln," schreibt er aus verzagtester Stimmung heraus — und wer möchte es ihm nicht nachempfinden? — „daß ich meine besten Kräfte an etwas hingeben muß, was tausend andere auch statt meiner tun könnten, und daß für meine individuelle Lebensaufgabe, die nur ich erfüllen kann, mir fast keine Zeit übrigbleibt, und keine Stille und Gemütsruhe." Denn auch hinsichtlich seines dichterischen Schaffens wußte er wohl: „Mir fehlt in dieser Beziehung doch die Heimat", d. h. eben die Berührung mit der heimatlichen Scholle, mit der Familienüberlieferung, mit den Volks- und Stadtgenossen, und jenes seelentiefe Behagen, das für ihn doch nur daheim zu finden war.

Endlich — 1856 — schlug die Stunde der Erlösung aus dem Potsdamer Joche für Storm; er wurde zum Kreisrichter in Heiligenstadt im Eichsfelde ernannt. Mögen wir auch hier in den Briefen manchen Stoßseufzer des von Akten Geplagten und — später — des „Vaters mehrerer Gymnasiasten" vernehmen, mag er auch im aufquellenden Unmut klagen, daß der Aufenthalt „ziemlich unbehaglich" bleibe, weil „Daheim" nicht „Zu Hause" sei und er sich einsam fühle, und darüber, daß trotz aller Arbeit seine Familie auch nicht annähernd, nur in anspruchsloser Weise, ernähren zu können, ihn innerlich ruiniere, so wirkte doch vielerlei zusammen, um diese Heiligenstädter Jahre (1856—64) zu den verhältnismäßig glücklichsten seines Lebens zu gestalten*). Er hatte noch seine Constanze: „Wenn du mir bleibst, ist es noch immer recht schön auf der Welt ... Wolle der liebe Gott uns nur zusammen lassen!" ... „Wo du mir bleibst, da ist es Tag." Noch nach langen Jahren, nachdem sie schon dahingegangen war, pflegte er neue Freunde des Hauses vor ihr Bild zu führen mit den Worten: „Wenn sie ins Zimmer trat, war es, als ob heller Sonnenschein hineindringe." Und so finden wir aus dieser Zeit die liebevolle Schilderung von ihrem ihn beglückenden Wesen: „Je

*) Vgl. besonders die sehr anmutige Schilderung von Maria Brüll, Heiligenstadt in Th. Storms Leben und Entwicklung. Münster 1915, Coppenrath.

mehr die sinnlichen Reize der Jugend vergehen, entwickelt ihr Antlitz, namentlich wenn sie sich wohl und heiter fühlt, eine zarte geistige Schönheit, so daß selbst gleichaltrige Frauen entzückt und hingerissen werden; die seltene Einfachheit, Reinheit ihres Wesens umgibt sie noch immer wie mit einer Atmosphäre der Jugend." — Eine zeitweilige Trennung von der geliebten Frau, die bei den Eltern in Segeberg für einige Wochen Erholung suchte, war ihm eine Pein. Er gedenkt dann reuig der früheren Brautzeit, wo er sie unbilligerweise gequält und wie sie es in süßer mädchenhafter Geduld getragen habe. Und doch wieder ist er unzufrieden, so daß selbst den fröhlichen Buben das kummervolle Gesicht des Vaters auffällt, ja er verbringt in unsinniger Selbstquälerei ganze Nächte, und das Gefühl des Erstickens befällt ihn, wenn seiner sehnsüchtigen und leidenschaftlichen Empfindung aus ihrem „von Stunde zu Stunde ersehnten und endlich angelangten Briefe nichts entgegenkommt" — wenn er einen „Wisch" anstatt eines Briefes erhält. „Wird denn Deine geliebte Hand," schreibt er klagend und tief gekränkt, „niemals mehr eine liebende und fürsorgende Hand für mich werden? Welche Wohltat wäre mir ein ordentlicher Brief von Dir gewesen! Aber wenn Du mir den Rücken gewandt, so bin ich für Dich abgetan. Du hast keinen Drang, weder Dich mir mitzuteilen noch selbst wieder in meine Nähe zu

kommen. Du lehrst es mich langsam, aber gründlich, daß man sein Herz an keinen Menschen hängen soll." Man glaubt, das herbe Wort in dem Gedicht „Für meine Söhne" zu hören: „Halte fest: du hast vom Leben doch am Ende nur dich selber!" Und dann wieder gesteht er, vor Sehnsucht nach ihr eigentlich ganz außer sich: „Nun wir getrennt sind, fühlen wir beide, daß es doch die ganze, volle Liebe ist, die uns zusammenhält und daß in der Beziehung niemand auf der Welt uns mehr geben könnte als wir einer dem andern." Das Gefühl des In-und-Mit-ihr-lebens verläßt ihn nie; er empfindet die Liebe zu ihr wie einen leibhaftigen Strom in seinem Blut. So fordert er ein Gleiches: „Mein Herz ist tief und edel genug, daß auch die stolzeste Frau nicht anzustehen braucht, mir das ihre ganz und ohne Rückhalt zu geben." Nichts dünkt ihn köstlicher, als wenn sie einmal voll und ohne alle Störung ausempfinden könnten, was sie einander seien, allmählich immer mehr geworden seien. Traurigkeit legt sich wie Staub auf ihn in der Einsamkeit; Gram verzehrt ihn; alle Sorgen fassen ihn dann doppelt schwer. Ja, sie ist seine Muse, die „süße Dange" — wie ihr Kosename lautet. „Ich kann nicht aufsteigen ins Reich der Phantasie, wenn ich nicht die Möglichkeit habe, sogleich wieder Deine treue Hand zu fassen, sobald ich in die Wirklichkeit zurückkehre."

Auch kostete Storm in jenen Heiligenstädter

Jahren, wo die Kinderschar (Hans, Ernst, Karl) sich um die Zahl von drei Mädchen (Lisbeth, Lucie, Elsabe) ergänzte, jenes Familienglück, das doch das reinste im Menschenleben ist, jenes Glück, das die Freude und die Sorge in eins mischt, jene selige Zeit, in der die Kinder noch klein sind. Und Storm war ein Virtuos der Vaterliebe und des Vaterstolzes; seine Briefe verzeichnen so manchen Ausspruch des frühreifen Hannemann, des „großen Originals", oder einen Erfolg des bildschönen Ernemann im deutschen Schulaufsatz; Karlemann, auch Losche genannt, erfreut durch seine gutmütige Schalkhaftigkeit und seine Singstimme. Wohl gab es, zumal im kalten Winter, wo aus Sparsamkeitsrücksichten nur ein Ofen zwei Zimmer heizen mußte, oft ein arg Getümmel — denn wo Kinder sind, kehren andere, wie die Tauben, ein, und der mit Arbeit bedachte und von Schaffensträumen erfüllte Mann wurde dann schlimm gestört und bedrängt. Doch der Poet hatte auch ein empfängliches Herz für den Sonnenschein der kindlichen Lust und der Vater einen nicht geringen Stolz über jeden klugen und fröhlichen Ausspruch der kleinen Leute. Für ein so liebreiches Herz waren sie wahrlich keine Last, sondern eine Lust.

Auch das Städtchen selbst behagte ihm mehr und mehr; es mutete ihn „mittelalterlich" an mit seinen Festungsmauern, deren drei Tore um zehn Uhr geschlossen wurden, mit manchem alten trutz-

zigen Bau- und Ringwerk aus der Zeit des Faustrechts —, da war so manches ebenso altväterisch und idyllisch wie daheim in der grauen Stadt am grauen Nordmeer; auch ein altes Schloß — des Kurfürst-Erzbischofs von Mainz — war da, wie bei Husum, freilich nicht von Erinnerungen umsponnen, die ihn näher berührten. — So urdeutsch-gemütlich, zwischen den deutschen Bergen gebettet, schloß es eine stille, friedliche Welt in sich, die dem geborenen Kleinstädter zusagte, so daß er am Ende meinte, wenn er nicht in Husum sein könne, wolle er in Heiligenstadt sein. In seiner Knabenzeit hatte ihn die Natur mit den Reizen des Gartens und mit dessen stillen Freuden umfangen; das Meer hatte in vielleicht noch unfaßbarer Größe auf ihn gewirkt; jetzt umfing ihn die erhebende und befreiende Macht der Berge und ihrer Wälder, und in diese neue Welt versenkte er sich gern auf einsamen Wanderungen mit stiller Hingabe und auf Ausflügen in fröhlicher Gesellschaft. Die Briefe preisen, wie „sie so schön einsam zwischen den Bergen" hausen, wie „die reinste Weihnachtsfreude wach" wurde, als er die sonnenbeschienenen Berge im Schneegewande leuchten sah; begeistert schreibt er der Mutter von dem Erwachen des Frühlings, von der Unzahl blühender Kräuter, von dem Waldquell, der vom Felsen in die Schlucht hinunterspringt, so daß die Tropfen in der Sonne herumsprühen, von dem Veilchenüberfluß, der die

Flur ganz blau färbt, von den Kindern, die mit blauen Sträußen laufen; sie wollen „den Frühling recht fest in ihren Fäusten haben“; ja „es ist eine Pracht, wie im Walde die jungen Buchenschläge grünen“; die Waldeinsamkeit bezaubert ihn; noch nie, meint er, habe ihn die Schönheit eines Erdenflecks so innerlich berührt. „Welch ein Zauber der Einsamkeit“ — schreibt er in späterer Jahreszeit — „übrigens jetzt an den klaren Herbsttagen in den Wäldern auf den Bergen ruht, ist gar nicht zu beschreiben; auf den bunten Lichtungen zwischen den Tannen wird die ungeheure Stille nur durch den Schrei der Vögel unterbrochen.“ — Zu der schönen Umgebung und zu der reizvollen alten Stadt kam der anregende Verkehr mit geistig hochstehenden Menschen hinzu, der ihn erquickte und belebte. Unter diesen stand der Landrat von Wussow an erster Stelle. Der hatte eine geradezu schwärmerische Liebe zu Storm gefaßt, so daß dieser bekennt: „Derartige, zu Freundschaft prädestinierte Männer gibt es gar nicht mehr; er gehört in das vorige Jahrhundert, in den Gleimschen Freundschaftstempel.“ Wussow war von vielseitiger Bildung, auch in der Kunst der Landschaftszeichnung geübt, voll Empfänglichkeit für Poesie; nicht minder klug und von vornehmer Güte war seine Frau; mit ihr hatte Storm, der Feind des „verrotteten Junkertums“ und Vertreter eines stark sozialen Empfindens, gar manchen Redestrauß. Doch auch

sonst waren unter den Beamten viele Adlige in Heiligenstadt, die sich gesellschaftlich — auf den sogen. „Römischen Abenden" — zusammenschlossen (v. Kaisenberg, v. Byern, v. Schuter, von zur Mühlen u. a.). Schon im zweiten Jahre seines Heiligenstädter Aufenthaltes gründete er einen Gesangverein und leitete ihn mit großer Hingabe und schönsten Erfolgen. So war es kein Wunder, daß die unterbundene Dichterader wieder reicher zu strömen begann, zumal da seine feine, klare Kunst mehr und mehr auch über den engeren und besonders verständnisvollen Freundeskreis hinaus Anerkennung und Beifall fand!

Für einen Mann, dem sein Haus seine Welt war, bedeutete es ferner nicht wenig, daß er nun seine Möbel und seine „lieben Bücher", die er in Potsdam hatte entbehren müssen, wieder um sich hatte; ja die Eltern schenkten zu Weihnachten 1858 ein Klavier, so daß wieder Duette erklingen konnten; auch der Bruder Otto, der in Heiligenstadt Gärtner war, verkörperte ein Stück Husum. Wohl war Storm auch in Heiligenstadt nicht von Krankheit verschont, sondern er hatte im April 1858 Fieber und Nervenaffektion, doch in heiterer Genesungsstimmung und in dem Wohlgefühl, das ihn in dem trauten Erdenwinkel durchrieselte, schrieb er an die Eltern: „Ich glaube sogar, meine Seele wird wieder jung, denn — was ich in Jahren nicht vermocht — ich mache wieder Verse ... mir

ist's, als käme plötzlich wieder Leben und Wärme in mein Herz und als würde ich noch einmal wieder ich selber werden."

Die Dichtung vertiefte sich in diesen Jahren. Die Probleme werden schärfer gefaßt; manche Heimweh- und Resignationsstimmung klingt hindurch, doch gedämpft und friedevoll („Abseits", „Drüben am Markt", „Unter dem Tannenbaum"); ein psychologisches Problem rollt die Erzählung „Späte Rosen" auf und weiß es in feinster Kunst zu lösen; herbe ist die Tragik in den Novellen „Auf dem Staatshof" und „Auf der Universität"; in seine „tiefsten Überzeugungen", wie er selbst schreibt, läßt der Dichter durch die Novelle „Im Schloß" uns hineinsehen, nämlich in seinen Abscheu gegen die Standesvorurteile; „Veronika" ist ganz von Heiligenstädter Luft und Landschaft erfüllt, doch auch spätere Dichtungen tragen deutliche Spuren von ihr, und auch die Gedichte und die Märchen jener Zeit („Die Regentrude" und „Bulemanns Haus") verleugnen nicht den Abglanz eines in sich gefestigteren Seelenlebens.

Und der lang gehegte Traum der Heimkehr sollte sich erfüllen. Im November 1863 starb der Dänenkönig Friedrich VII.

Die Schmach ist aus; der ehrne Würfel fällt!
Jetzt oder nie! Erfüllet sind die Zeiten.
Des Dänenkönigs Totenglocke gellt;
Mir klinget es wie Osterglockenläuten!

Schleswig-Holstein wurde wieder deutsch, und im Februar 1864 rief die Vaterstadt Husum ihren getreuen Sohn zurück, indem sie ihn mit dem Amte eines Landvogts betraute. Ein solcher vereinigte juristische und verwaltungsmäßige (polizeiliche) Tätigkeit in sich. Als die Nachricht in Heiligenstadt eintraf, herrschte zunächst in dem Familienkreise atemloses Staunen, daß nun doch noch das Ersehnte Wirklichkeit geworden, und dann jubelte alles: Wir kehren heim, heim, heim! Doch tief in des melancholischen Dichters Natur lag es begründet, keine Freude rein genießen zu können, sondern immer einen Tropfen Wermut beimischen zu müssen, neben der Helle der Gegenwart immer die Schatten der Zukunft zu schauen. So traf ihn mitten in der Seligkeit, lästige Fesseln abschütteln und wieder goldener Freiheit in heimatlicher Luft sich erfreuen zu sollen, der unselige Gedanke eines unheimlichen Fatalismus: „Wen von Euch soll ich dafür zum Opfer bringen?“ — Ja, die menschliche Seele, zumal die eines Dichters, ist ein wunderlich Ding; wie eine Wetterfahne dreht sie der Wind des wechselnden Schicksals mit schwankenden Stimmungen bald hierhin, bald dorthin. Aber Storm sollte auch das spüren, daß ein Leben bester Mannesjahre durch acht Jahre hin ein Wurzelschlagen bedeutet und daß die Wurzeln aus dem Boden zu ziehen schmerzhaft ist. Der Abschied wurde ihm doch recht schwer. Er schreibt: „Mein

Herz ist in der Tat ganz zerrissen, mir ist, als schiede ich von einer zweiten Heimat." Wieviel Liebe, ja Enthusiasmus sich der Dichter erworben hatte, trat jetzt erst recht hervor, als seine Freunde ihn ziehen lassen mußten. Am tiefsten bewegte ihn das Scheiden von seinem Singverein. Als er das letzte Konzert, auf das sie fünf Vierteljahre Vorbereitung verwandt hatten, leitete und aller Blicke an seinem Stäbchen hingen und die Tonwellen nun zum letztenmal aus begeisterter Menschenbrust brausend hervorströmten, da mußte er sein Herz in beide Hände fassen, um nicht in Tränen auszubrechen. Auch er sang noch und sang aus tiefbewegtem Herzen: „Du wirst ja dran gedenken, denn meine Seele sagt es mir" (aus der „Zerstörung Jerusalems" von Hiller). „So zu singen" — schließt er seinen Bericht — „und so gehört zu werden, ist einer der glückseligsten Momente des Menschenlebens. — Es war für mich zum letztenmal!"

Eines hatte er in Heiligenstadt immer entbehrt. Das war ein Garten. Einen solchen gewann er nun wieder, als er nach Husum heimgekehrt war und in der Süderstraße, nicht weit von seinem Bruder Emil, dem Arzt, eine Wohnung genommen hatte. In dem schmalen Garten, der in eine Ulmenallee mündete, die sich in die Marsch verlor, Hand in Hand, in wortlosem Glück mit der geliebten Frau zu wandeln, das bedeutete für die

tief empfindende Seele einen Höhepunkt des Seins überhaupt. So brachte auch ein Besuch, den er mit Constanze und den Kindern seinem Bruder Johannes, der eine Holzfabrik betrieb, in dem anmutig zwischen Wiesen und Wäldern und Höhenzügen gelegenen holsteinischen Dorfe Hademarschen (zwischen Neumünster und Heide) abstattete, beglückende Eindrücke dem Heimgekehrten: „O, es ist auch schön in unserem Norden!" schließt er eine begeisterte Schilderung. Da ahnte er noch nicht, welche Bedeutung das trauliche Dorf für seinen Lebensabend gewinnen sollte. Damals wanderte noch neben ihm im Sonnenlicht, des lieben Lebens sich mit ihm herzlich erfreuend, Constanze. Im Mai des folgenden Jahres raffte ein Kindbettfieber, das in Husum herrschte, die in voller Reife prangende Frau nach Geburt eines Töchterchens (Gertrud) dahin. In vollem Bewußtsein schied sie von der schönen Gotteswelt, und in der Frühe (gegen vier Uhr) an einem Frühlingsmorgen, als die Stadt noch nicht zum Leben erwacht war, geleitete Storm allein mit den drei Söhnen und mit seinem Bruder die Geliebte zur letzten Ruhestätte unter den Linden auf dem St. Jürgens-Friedhofe. Heimgekehrt von dem schwersten Gange seines Lebens suchte er in stundenlangem Klavierspiel Trost. Dann auch in der Dichtkunst. Als später sein Sohn Hans einmal sich dahin äußerte, er habe diese Bekenntnisse („Tiefe Schatten") zurück-

halten und keusch bewahren sollen, schrieb er: „Wie der Reiche dem geliebten Toten ein Denkmal von Marmor setzt, so setzt der echte Dichter ein Denkmal, in der Kunst des Wortes ausgeprägt, und findet seinen Stolz und sein schmerzliches Glück darin, sich vor aller Welt zu dem Geliebten zu bekennen. Die Welt liest nicht künstlerisch, sondern durchgängig mit dem Herzen.“ Und nun wurden „Einsamkeit und das quälende Rätsel des Lebens die furchtbaren Gewalten“, mit denen er „den stillen unablässigen Kampf“ aufnahm. Wohl hörte am Sterbetage Constanzes die Hausgenossin ihn sagen: „O wenn man doch glauben könnte“, doch kurz danach stand er dem Pastor, der Trost spenden wollte, ganz kühl und verstandesklar abwehrend gegenüber.

Im Herbst 1865 lud der berühmte russische Novellist Turgenjew den Dichter auf Ludwig Pietsch' Anregung nach Baden-Baden ein. Das war eine köstliche Auffrischung für Storm. In Minden besuchte er Elise Polko, in Frankfurt a. M. Tycho Mommsen, und in Baden-Baden genoß er, wenn auch mit wundem Herzen, die herrliche Natur, mit Pietsch die Berge durchstreifend, und die edelste Kunst in der Villa Viardot und bewunderte höchstes Menschentum an dem bildschönen, genialen russischen Dichter und an dessen Freundin, der Sängerin Viardot. Auf der Rückreise besuchte er Heidelberg und Frankfurt wieder und schwamm im

Dampfboot an seinem Geburtstage bei schönstem Sonnenschein den Rhein hinab, von Mainz bis Köln, um nach einem kurzen Abstecher zu einem Jugendfreunde seine Reise zu krönen mit einem Besuche der Ehegatten v. Wussow in Arnstadt, bei denen er Ruhe an Leib und Seele fand, angeheimelt von echter Freundschaft. — „Begrabe nur dein Liebstes — dennoch gilt es weiter leben!“ Und Storm hielt sich aufrecht, er zerbrach nicht am Schmerz. Wohl ruhte sein künstlerisches Schaffen zwei Jahre lang. Dazu bedurfte er des Sonnenscheins. Eine Engländerin führte ihm den Haushalt. Wie in einen unergründlichen Abgrund hat er gestarrt und keinen Glauben, mit dem er Trost zugleich gefunden, sich erringen können. Er hat sich zermartert, und er sah, wie das Hauswesen verkam und den Kindern überall die Mutter fehlte, und er selbst entbehrte schwer der Frauenliebe, die seines Lebens und seiner Muse Stern gewesen. Da gedachte er jenes Mädchens wieder, das einst — in seiner jungen Ehe — sein Herz in leidenschaftliche Flammen versetzt hatte, der Dorothea Jensen, einer Gespielin seiner Schwester Cäcilie. Erschütternd ist die Beichte, die er in dem von Gertrud Storm (II, 129) veröffentlichten Briefe an seinen Freund Brinkmann (21. 4. 66) ablegte. Da bekennt er, daß die schönsten, glühendsten Lieder, ja seine halbe Dichtung ihr gehörten; sie hatte für ihn jene berauschende Weibesatmosphäre und umfing ihn mit

sengender Minneglut, die erst in den langen Jahren der Trennung in sich zusammensank; die Leidenschaft der Sinne ging in Arbeit und Mühsal und vor allem in der stillen, aber tiefen und innigen Lebensgemeinschaft mit Constanze freilich allgemach unter. Inzwischen war die arme Dorothea, deren Herz eine andere Liebe nicht zu fassen vermochte, in abhängiger Stellung verblüht. — Ja, er hatte — wie er sich selbst schonungslos anklagt — ihrer grenzenlosen, entsagenden Liebe auch nicht mit der gewöhnlichen, menschlichen Teilnahme gedacht. Nach ihrer Heimkehr hatte auch Constanze, die nun alles wußte, dazu gedrängt, das Verfehlte wieder auszugleichen, und sie nahmen Do*) in ihr Haus; aber es ging nicht; Do konnte es nicht ertragen. — Constanze hatte selbst gesagt, wenn sie sterbe, möchte sie niemandem die Kinder lieber anvertrauen als ihr. Und so schrieb der innerlich Vereinsamte an Do, „und der so lange verschlossene Reichtum, der mir aus ihren Briefen entgegenströmt", bekennt er, „entzückt mich alten Menschen bis ins tiefste Herz ... ihre schöne Hand („mit dem feinen Zug der Schmerzen"), die ja in der deutschen Literatur so viel besprochen wird, gehört der deutschen Poesie und zum Glück auch mir. Das weiß ich: ich liebe sie unsäglich, mit einer Leidenschaft, wie nur ein Weib geliebt werden kann, und in Gedanken ist sie mir wie ein unbegreifliches, unfaßbares Glück." — So

*) Kosename für Dorothea.

nahm er sie in sein Haus und an sein Herz. Juni 1866 wurde er mit ihr in Hattstedt getraut, und dann weilten die Ehegatten in der ländlichen Stille von Hohn und Westermühlen, wohl wissend, daß keine leichte Lebensaufgabe ihrer wartete. Constanzes Gedächtnis blieb auch zwischen den beiden stets „wie eine Religion", heilig, unentweihbar. Frau Do hatte es schwer; „Mutter" durften die Kinder nicht zu ihr sagen; Storm nennt sie in den Briefen an die Söhne immer „Tante Do"; aber die Hingabe der edlen Frau war groß und überwand alle Bitternisse und Hemmungen. Für Storm brach der Herbst an, jedoch ein warmer Abendschein lag über diesem, und er trug reife Früchte. Mit besonderer Liebe sammelte er die Perlen deutscher Lyrik, mit Frau Do und den Kindern in traulichen Abendstunden prüfend und sichtend; das „Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius" kam 1870 bei Mauke in Hamburg heraus, 1874 mit Illustrationen von Hans Speckter, dem Sohne des bekannten Zeichners Otto Speckter. Außer kleineren novellistischen Skizzen brachten die Jahre 1867 „In St. Jürgen" und „Eine Malerarbeit", 1870 „Eine Halligfahrt", 1871 „Draußen im Heidedorf", 1872 das sonnige Kleinstadtidyll „Beim Vetter Christian", 1873 das Problem der zweiten Ehe in „Viola Tricolor", 1874 „Pole Poppenspäler", „Waldwinkel", „Ein stiller Musikant", 1875 „Psyche", und 1876 wurde ein

Gipfel der Entwicklung mit „Aquis submersus“ erreicht.

Unter diesen Novellen sehen wir seinen Beruf nur in die Dichtung „Draußen im Heidedorf“ hineinspielen. Mit der preußischen Neuordnung der Dinge in der nunmehrigen Provinz Schleswig-Holstein war auch die Aufhebung des Amtes eines Landvogtes 1867 verbunden; Storm wurde zum kgl. preuß. Amtsrichter für den Bezirk von Husum ernannt. Das hinderte freilich nicht, daß er in seinem Herzen antipreußisch gesinnt blieb; wie die „Augustenburger“, ohne selbst zu ihnen zu gehören, sah er in der Behandlung der Herzogtümer eine Gewalttat und konnte sich in die Einverleibung seines geliebten Vaterlandes, das allezeit von freien Männern bewohnt gewesen, nicht hineinfinden*). „Wie zur Dänenzeit“, schreibt er 1867, „kann ich nur, stumm die Fäuste geballt, den Schrei des Herzens in meiner Brust ersticken; ich komme über die Vergewaltigung meines Heimatlandes nicht hinweg“. In seinem Amt ärgerte ihn die Kleinlichkeit und die Schroffheit, besonders ein „Geschäftsstil, der zwischen dem eines Schulmeisters und eines Korporals die Mitte hält“; wie mancher ältere Kollege von einem hochfahrenden Vorge-

*) Vgl. hierzu die überaus feinen Darlegungen Berthold Litzmanns in Westermanns Monatsheften, September 1917: „Theodor Storm. In memoriam“.

setzten, in Urlaubssachen, behandelt wurde, empörte den steifnackigen Friesen, und er stand „auf dem Sprunge nach der Bestie", falls sie ihm „die nötige Ehrerbietung" versage, die er für seine Person forderte. „Ich hatte gedacht, anders in meiner Heimat zu leben; man muß es diese Leute fühlen lassen, daß wir auf eigenem Grunde stehen, wenn wir auch gegen brutale Gewalt nichts vermögen". So verstehen wir auf die Frage: „Warum denn schweigest du jetzund (nach Erfüllung des Einheits-traumes)?" die Antwort: „Berichten mag es die Geschichte, doch keines Dichters froher Mund". In einem Brief 1870 schreibt er voll Unmut über den Krieg: „Das Bestehen der Welt beruht darauf, daß alles sich gegenseitig frißt oder vielmehr der Mächtige den Schwächeren". In solcher Stimmung warf er wohl einen sehnsüchtigen Blick nach einer nicht zu fernen Zukunft hinüber, in der er frei von Geschäften nur seiner Dichtkunst leben könnte. Was ihm diese an Beihilfe für seinen großen Haushalt brachte, war verhältnismäßig gering. 1868 erschien die erste Gesamtausgabe seiner Schriften in sechs Bänden bei Westermann; die Einzelbändchen brachten Gebr. Paetel in Berlin heraus. — Auch erforderten die erwachsenden Söhne und Töchter manche Stunde des Tages, sei es mit ihren Schularbeiten für das Gymnasium — zumal Karl, dem das Lernen bei zarter Gesundheit schwer fiel —, sei es in der Pflege der Musik.

Die Leitung des Gesangvereins war jedoch seit seiner Heimkehr, auch in dem schweren Leid, eine willkommene Abwechslung.

Wie in den norddeutschen Hansestädten war ferner auch in Husum, wo es an wohlhabenden Kaufmannsfamilien nicht fehlte, ein reger gesellschaftlicher Verkehr, an dem Storms lebhaften Anteil nahmen; Vorträge wurden in der Gymnasialaula gehalten, für Theateraufführungen und Bälle wurde auch gesorgt, um das Unterhaltungsbedürfnis von alt und jung in der kleinen, sonst so weniges öffentlich bietenden Stadt zu pflegen. Auch der Kreis auswärtiger Freunde erweiterte sich. Das Jahr 1867 brachte Storm die persönliche Bekanntschaft, die sich zu lebenslanger Freundschaft auswuchs, mit dem ihn glühend verehrenden Wilhelm Jensen, der in Flensburg lebte, und mit Klaus Groth und seiner anmutigen Frau in Kiel. In Schleswig wurden ihm auch Hermann Heiberg und Regierungsrat Wilhelm Petersen echte Freunde. Dieser war eine höchst eigenartige und selbständige Persönlichkeit, in der Provinz als „der schwarze Peter" bekannt; er vermittelte auch den Briefwechsel Storms mit dem schon lange warm verehrten Gottfried Keller (1877). In Husum selbst war neben den alten Patrizierfamilien der Tönnies und Cornils Landrat Graf Ludwig von Reventlow mit seiner Familie dem Stormschen Hause zugetan; so gegensätzlich die Naturen waren — so zogen sie einander doch immer

wieder an und bewahrten einander echte, in Hochachtung wurzelnde Zuneigung. Durch seine Schriften kam Storm in regen Briefwechsel mit vielen Dichtern und anderen namhaften Persönlichkeiten; so hatte die Herausgabe des „Hausbuches“ ihm Beziehungen ergeben zu Ada Christen in Wien, zu dem seltsamen Solitaire — noch kurz vor dessen Tode — so auch zu dem Reichsrat Schindler, dessen Dichtername Julius von der Traun war. Ja, er folgte sogar 1872 dessen Einladung auf Schloß Leopoldskron, als sein ärztlicher Berater, Bruder Emil, zur Auffrischung seiner Nerven ihm Bergluft verordnet hatte, und lebte in dem gastfreien Hause „ein Leben wie Gott in Frankreich“ mit Freund Scherff zusammen; sie machten herrliche Ausflüge nach dem Königssee und Reichenhall mit dem „fliegenden Gespann“ des Reichsrates. Doch es ist bezeichnend, daß Storm bei der Schilderung des darauf folgenden Besuches in Heiligenstadt länger verweilt als bei jener der „wunderbaren Gegend“ und des „Schlaraffenlebens“ im Alpenlande. —

In seinem Familienleben war Storm 1868 das Glück zuteil geworden, daß ihm ein Töchterchen geboren wurde und daß diese Freude den Bann der Schwermut brach, der Frau Do unter dem schwierigen Verhältnis zu den Stiefkindern fast zu erliegen drohte. Hans hatte das richtige Empfinden, wenn er sagte: „Ich nenne Tante Do jetzt mitunter Mutter, weil dies meiner Ansicht nach ein

besseres Verhältnis bedingt." Hans bezog die Universität. Er wurde später Arzt in Heiligenhafen, dann auf überseeischen Dampfern und endlich in einem bayerischen Dorfe; er verfiel immer mehr dem Alkoholismus. Ernst wurde Jurist, Karl Musiklehrer in Varel, wo ihn Storm 1878 besuchte; bald darauf heiratete die älteste Tochter, Lisbeth, den Pastor Haase im östlichen Holstein. So begann der Kinderkreis im Hause zusammenzuschmelzen, beanspruchte aber bei dem verhältnismäßig niedrigen Gehalte unermüdliche Arbeit; auch fühlte der Dichter sich nie wirklich befriedigt und glücklich, wenn ihm nicht ein Stoff im Kopf herumrumorte und er nicht sann und spann an seinen feinen Geweben einer edlen Kunst, die auch nicht bloß Phantasiebewegung und ein Spiel der Laune eines Talentes, sondern Herzensbekenntnis war. So flutet Herzblut, aufgewühlt durch die Erfahrungen mit dem ältesten, so sehr geliebten Sohne, in „Carsten Curator" (1877) und „Eekenhof" (1879); heiterer ist das Bild aus dem Patrizierhause im Norden: „Die Söhne des Senators" (1880); dazwischen liegen die an „Aquis submersus" sich anlehnende Chroniknovelle „Renate" (1878) und die Novellen „Zur Wald- und Wasserfreude" (1878) und „Im Brauerhause" (1879).

Wenn Storm auch in allen diesen Jahren einer der beliebtesten Erzähler war und in den angesehensten und meistgelesenen Zeitschriften wie „Die deutsche Rundschau" von Julius Rodenberg und

in „Westermanns Monatsheften" ein gerngesehener und vielbewunderter Gast war, so hinderte doch der hohe Preis seiner Werke jene Verbreitung, die der Dichter erhofft hatte und so sehr verdiente. Es war und blieb immerhin nur ein kleiner, enger Kreis, der seine so feine und edle „silberne Filigranarbeit" — um einen Kellerschen Ausdruck zu gebrauchen — voll würdigte. Zu diesen gehörten Paul Heyse, Emil Kuh, Ludwig Pietsch, von den jüngeren Freunden Erich Schmidt, den Storm 1877 in Würzburg kennen lernte; auch kehrten manche bei dem „Nordmann" in Husum ein; so Julius v. d. Traun 1877, und in der Erinnerung schwärmte dieser noch von den Deichspaziergängen, von Möwen und Regenpfeifern, von der Teestunde bei der Mutter Storms — der Vater war 1874 zur ewigen Ruhe eingegangen — von den Fahrten durch die grüne Marsch, doch vor allem von dem fröhlich natürlichen Kinderleben und all der nordischen Treuherzigkeit, die ihm im Husumer Dichterhause entgegengetreten waren.

Je älter Storm wurde, desto mehr empfand er bei seinem zarten Nervensystem die recht erhebliche, acht Stunden umspannende und ihn aufreibende Amtsarbeit als eine drückende Last, und da er noch so manches Keimkräftige in seiner Brust spürte, trat an ihn immer näher der Gedanke heran, von dem Amte zu scheiden, aber auch zugleich von Husum, um inmitten ungestörten Familienlebens

und einer freundlichen Natur sich noch zu verjüngen. „Man bekommt," schrieb er an Wilhelm Jensen 1878, „zuviel Vergangenheit in sein Leben, wenn man alt wird, und das ist der Tod der Hoffnung. Das Glück kann man entbehren, aber nicht die Hoffnung, und darum ist das Alter so traurig." Er wußte, wenn er in der alten grauen Stadt verbliebe, daß die Vergangenheit ihn immer in ihren schmerzlichen Bann schlagen würde. So wollte er sich von diesem freimachen. Es ist ein tapferes Wort, das diese Einsicht ihm eingab. „Man darf nicht in Erinnerungen schwelgen, wenn man für das Leben noch etwas leisten will. — Vorwärts!" — So schrieb er an seinen Sohn Karl im Februar 1880, als sein altes Familienhaus in der Hohlen Gasse verkauft und nun die Brücke hinter demjenigen abgebrochen war, der noch mutig in die See des Lebens hinaussteuerte, mochte auch nur eine kurze Fahrt mehr winken.

Kein Ort schien seinem Bedürfnisse nach Ruhe und Stille und Frieden besser zu entsprechen als das freundliche Fleckchen Erde, das ihm schon manches Mal Erholung gewährt hatte: Hademarschen. Es ist ein altes Kirchdorf, mit Hanerau, das von Mennoniten begründet ist, ein langes Doppeldorf bildend, anmutig zwischen Laubwaldungen und Wiesen und Knickkoppeln an der Neumünster-Heider Bahn, unweit Rendsburgs gelegen. Während die Familie schon im April 1880 über-

siedelte, verblieb Storm noch — im Hause Ludwig Reventlows — bis zu seiner Entlassung aus dem Dienst (Mai 1880) in Husum. Die Freunde in seiner Vaterstadt begriffen natürlich nur schwer, daß er sich freiwillig von der Heimat löse, nach der er während der Trennungszeit mit so bitterem Weh sich gesehnt hatte. Doch er war innerlich nicht mehr so gefesselt wie einst, und der Wechsel der Verhältnisse erschien ihm als reizvolle Auffrischung, auch hoffte er, im Dorf billiger als in der Stadt zu leben; Landschaft und Klima Ostholsteins lockten ihn; auch konnte er sich ein Haus ganz nach Bedürfnis und Geschmack erbauen, einen Garten mit aller Liebe anlegen und ihn sich entfalten sehen; für Verkehr war durch das Haus des Bruders und „andre nette Leute" gesorgt; endlich rückte er der weiten Welt näher; der Bahnhof liegt unmittelbar am Dorf, und dieses selbst Kiel und Hamburg nicht so fern.

Die Freuden eines neuen Werdens in der Natur und in seinem Einzelleben kostete Storm in den Frühjahrs- und Sommermonaten 1880 mit Behagen der endlich errungenen Muße aus, wenn auch der Schatten nicht fehlte, mit dem Gefühl, daß ein Ende allem auf Erden gesetzt ist. Gern kletterte er in dem Bau seiner „Altersvilla" herum, die er unter glückverheißender Leitung eines Enkels des Wandsbecker Boten allmählich erstehen sah, träumte zwischen Fensterhöhlen sich in die Zukunft

hinein, wo er rüstig schaffend die Feder führen wollte, und schaute in das unter ihm ausgebreitete Land hinaus. „Wie köstlich ist es zu leben!“ — schrieb er an Erich Schmidt — „bloß zu leben! Wie schmerzlich, daß die Kräfte rückwärts gehen und ans baldige Ende mahnen!“ Und die Gefahr des Steigens auf schwanker Leiter, der Gedanke, wenn er nun abstürzte „und man fände den Bauherrn unten liegen als einen stillen Mann“, läßt ihn die Welt in mittagsstillem Sonnenschein, läßt ihn das Leben doppelt innig genießen.

Und als Richtefeier war, von der er Keller erzählt (S. 85), als der Meistergesell oben vom Gebälk herab einen prächtigen alten Bauspruch tat und als die von vier Jungfrauen überreichte große Blumenkrone unter das Dachgerüst hinaufschwebte, wurde „mir altem Narren“ — bekennt er — „ganz weich ums Herz, und es überlief mich, daß ich altes, gebrechliches, aus so leicht zerstörlichem Faser- und Gewebewerk bestehendes Wesen noch ein so großes steinernes Haus aufrichten lasse, in dem sich ohne Anstand ein Jahrhundert lang wird wohnen lassen“. Im Mai 1881 wurde das fast quadratische, an der Westseite mit Schindeln geschützte, einstöckige, aber mit hohen Dachmansarden versehene Haus bezogen; „bis in den tiefen Herbst hinein wird es dort köstlich sein, nur fühle ich leider, daß mir nicht zu viele Herbste übrig sind“, schrieb er aus jenen Tagen an Petersen (bei S.

St. II, 202). Besonders hebt er an Keller hervor, daß er einige hundert Bäume und Büsche nach einem Gartenplan dort habe pflanzen lassen; „aber die Bäume müssen erst rauschen, und wer weiß, ob sie es dann für mich tun?“ fügt er elegisch hinzu. Gar manche Freunde kehrten in dem neuen Heim bei Storms ein, vor allem Paul Heyse (1881), mit dem ihn erst nach der Berliner Tunnel- und Rütlizeit immer engere Freundschaft verband, Erich Schmidt, der eine Weihnachtszeit dort verbrachte und deren ganzen Zauber auf sich wirken ließ (1884), — und außer den alten Freunden in Husum und Schleswig und Kiel auch ganz neue wie Hermione von Preuschen, Ilse Frapan, Paul Schütze, der junger Privatdozent in Kiel war, u. a. m. Und wahrlich, es war ein behaglicher Familienkreis, in den der Fremde trat, um gar bald sich heimisch zu fühlen. Unvergeßlich ist mir jener Oktobernachmittag des Jahres 1883, wo ich zuerst das Glück hatte, dort eingeführt zu werden, nachdem ich mit dem zweitältesten Sohne, Ernst Storm, in Kiel bekannt geworden war. Unvergeßlich sind mir die Stunden am Teetisch, um den der liebenswürdige Hausherr und die aufmerksame Wirtin und zwei Töchter versammelt waren, und dann der Spaziergang mit Storm allein durch das Hanerauer Gehölz, während die lichten Abendstrahlen durch das Dunkel der Tannen brachen und das Gespräch bald das dichterische Schaffen

im allgemeinen, bald die Gestalten seiner eigenen Dichtung, bald befreundete Dichter der Zeit berührte. Doch das Weihevollste boten die Stunden nach dem Abendessen in dem „Poetenwinkel", in dem mit Chodowieckischen Stichen und mit kostbaren Bücherschränken geschmückten Arbeitszimmer; da wurden Mappen mit Autogrammen und Photographien und Illustrationen hervorgeholt, und da las der gütige Wirt mit seiner melodischen Tenorstimme dieses und jenes Lieblingsgedicht vor, und als — nur zu frühe — die Stunde des Aufbruchs für mich schlug und die lieben Menschen mich zur Bahn geleitet hatten, da wußte ich, in der Freundschaft eines ganz seltenen Mannes einen Schatz fürs Leben gewonnen zu haben. Und gar manches Mal bin ich in dem Hademarschener Hause, auch für Tage, eingekehrt und habe reiche und tiefe Einblicke in das Wesen des Dichters und seiner Dichtung getan, wovon ich in den „Itzehoer Nachrichten", dem damals im Lande am weitesten verbreiteten Blatte, und in dem „Hamburger Korrespondenten" schon damals Zeugnis ablegte. Die Auseinandersetzungen darüber, vor allem über das Problem von Schuld und Sühne in Leben und Dichtung, also über das Tragische in seinen verschiedenen Formen, führten uns einander immer näher, und auf die reifen Früchte, die in den Hademarscher Jahren die Muße und die Muse zeitigten, in Wort und Schrift hinzuweisen, wurde

mir eine Freude. Es war eine stattliche Reihe von Novellen, die von dem „Herrn Etatsrat“ (1881), „Hans und Heinz Kirch“ (1882), „Schweigen“ (1883), „Zur Chronik von Grieshuus“ (1884), „Es waren zwei Königskinder“ (1884), „John Riew’“ (1885), „Ein Fest auf Haderslevhuus“ (1885), „Bötjer Basch“ (1886), „Ein Doppelgänger“ (1886), „Ein Bekenntnis“ (1887) — bis zu der Meisternovelle führen, die sein ganzes Werk krönen und vollenden sollte: „Der Schimmelreiter“ (1888). So waren dem Dichter noch Jahre beschieden, in denen es an Behagen und Genügen, an Schaffenslust und Schaffenserfolg nicht fehlte. Doch auch Schatten mannigfacher Art fielen in seine späten Lebenstage hinein; Krankheitsanfälle und Sorgen, vor allem um den fern in Bayern weilenden ältesten Sohn, stellten sich ein. Doch das Gute und Erfreuliche überwog, und die Jahre 1880 bis September 1886 reihen sich den Heiligenstädter wohl an stillem Glück am meisten an. Und solches wußte er mit vollem Bewußtsein auszukosten, gerade weil er beim Sonnenlicht auch den Schatten immer gewahr wurde. Sogar einen „Römischen Abend“ führte er in dem Dorfe unter den vertrauteren Freunden ein, und in einem Winterkonzert für die Warteschule in Hademarschen wirkte er mit. Auch kleinere Reisen brachten Abwechslung, zu seiner ältesten Tochter, Lisbeth, die an Pastor Haase in Heiligenhafen (später in Grube) ver-

heiratet war, nach Hamburg, Husum, Tondern, wo sein Sohn Ernst 1883 heiratete (später Toftlund und Husum); 1884 weilte er in Berlin vier Wochen mit seiner Frau und freute sich des Wiedersehens mit seinen alten Freunden Mommsen, Fontane, v. Wussow, Zöllner u. a. Selbst der kritische Fontane mußte von der Wiederbegegnung, insonderheit von der Feier, die Storm zu Ehren gegeben wurde, rühmen, daß man von ihm einen reinen, schönen Poeteneindruck empfange: „In allem Guten war er der alte geblieben, und was von kleinen Schwächen ihm angehangen, das war abgefallen; alt und jung hatten eine herzliche Freude an ihm und bezeigten ihm die Verehrung, auf die er so reichen Anspruch hatte." Namentlich die beiden inzwischen so berühmt gewordenen Theodors — Storm und Mommsen — frischten nicht nur jene Jugendtage wieder auf, wo sie in Kiel zusammen hausend Kaffee kochten und Reime fingen, sondern sie stellten fest, daß sie trotz all der Jahre der Trennung „einander auch so noch angehörten".

Mit Genugtuung empfand es Storm auch im Mai 1886, als er seine Tochter Elsabe nach Weimar auf die Musikschule brachte, daß er auch dort von Volk und Fürst so freundlich aufgenommen wurde, als wenn er — wie er launig bescheiden schrieb — „recht was wäre". Welch rührendes Bild zeichnen die Sätze, die uns Gertrud überlieferte (II, 225), die er am Abend der Heimkehr

in sein Notizbuch einzeichnete: „Wieder daheim soeben. Köstlich, zu Hause zu sein. Dette (Gertrud) und Dodo (die jüngste Tochter, eigentlich Friederike getauft!) holten mich vom Bahnhofe. Als wir unserem Hause näher kamen, stand Do (seine Frau Dorothea) hinter den Tannen im Garten. Ich sprang über den Chausseegraben, über den Zaun, durch die Tannen, und hatte nun alles, was augenblicklich hier ist."

Nicht lange mehr sollte er das alles noch sein nennen. Im Oktober 1886 verfiel er in schwere Lungen- und Rippenfellentzündung, die ihn monatelang ans Krankenzimmer fesselte und einen Rückfall durch die Trauerbotschaft von dem Tode seines Sohnes Hans (Dez. 86) erlitt. Doch er genas. Freilich zeigten sich schon im Frühjahr 1887 Magenbeschwerden als bedenkliche Krankheitserscheinungen, doch ihm wurden Zuversicht und Mut durch weise Ärzte erneuert, die alle Befürchtungen zu beseitigen wußten. So weilte er in Grube, an seinem „Schimmelreiter" arbeitend, und im Spätsommer mit Ferdinand Tönnies auf Sylt. Dann kam der 70. Geburtstag heran. Es lag ein Unstern über diesem Tage. In Kiel auf der Vorfeier, der Storm aus Gesundheitsrücksichten fern blieb, mußte, von schwerer Krankheit plötzlich befallen, der Hauptredner, Paul Schütze, in letzter Stunde absagen und mich zum Ersatze bitten; und dieser bedrohliche Unfall des trefflichen jungen Mannes warf

auf den folgenden Tag, die Feier in Hademarschen, ihren Schatten; denn mochte jeder, der Schütze kannte, schon längst eine Lungenkatastrophe gefürchtet haben, so machte sich doch Storm in ungerechter Selbstquälerei den Vorwurf, gerade die Mühe für seinen Geburtstag, die Herstellung der Festschrift*) und der Festrede und alle die anderen Vorbereitungen hätten jenen aufs Krankenlager geworfen. Beim Festessen im Storm-Hause wartete alles lange vergeblich auf die Festrede — dieser lehnte ab, jener lehnte ab, für Schütze Ersatz zu bieten —, endlich erhob sich Wilhelm Jensen, offenbar völlig der Augenblickseingebung sich überlassend; er schilderte, wie er auf einer Schwarzwaldwanderung sich im Nebel verloren habe — und er wußte selbst nicht, wie er aus dem Nebel seiner Worte sich herausfinden sollte, wie er hernach gestand — da brach ein Sonnenstrahl hindurch — er fand auch den jähen Übergang zu dem Gefeierten des Tages — so daß sich die Schwüle, die sich über der Festgesellschaft gelagert hatte, zerteilte. Doch so warm und feierlich Storm dann selbst auch anhob und von seiner Jugend, von seiner wachsenden Erkenntnis, zum Dichter berufen zu sein, mit hohem Selbstgefühl sprach, so mischte

*) „Theodor Storm. Sein Leben und seine Dichtung". Von Paul Schütze, Berlin, Paetel, 1887. Die Schrift ist durch Wärme der Darstellung und besonders durch die feinsinnige Deutung der Dichtungen ausgezeichnet.

sich gar zu deutlich ein herber Unterton ein, der aus Enttäuschung und Verbitterung hervorklang und mit dem Zurückstehenmüssen vor einem, dem er überlegen gewesen, auf niemanden anders als auf Geibel, auch wenn er nicht genannt wurde, anspielte. Doch auch das ging vorüber, und der Abend mit einem Fackelzuge und mit Gesangvorträgen der Dorfjugend floß harmonisch dahin, und wundervoll war es, wie im engsten Kreise Wilhelm Jensen auf den alten Freund zutrat, ihm die Hand aufs weiße Haupt legte und seinen Brief in Versen vorlas:

Grau entfärbt
Steht neben deinem weißen Scheitel nun
Ein Mann, den bald ein Menschenalter lang
Die Freundschaft dir verband; doch ungealtert
In erster Kraft der Jugend blieb der Dank,
Die reiche Frühlingsmitgift meines Lebens,
Die einst für dich die Knabenbrust geschwellt ...

Als ich am anderen Tage Abschied nahm, dachte ich nicht, daß es der letzte sein sollte; so frisch und belebt durch die Eindrücke der hinter ihm liegenden Feststunden erschien er. In den „Preußischen Jahrbüchern" (September 1887) rühmte ich besonders die Unmittelbarkeit der Stormschen Lyrik im Gegensatze zu der Geibelschen; wie sehr das gerade Storm erfreute, bewiesen mir die Worte seines Briefes: „Wie gut, daß ich nicht im vorigen Jahre dahingerafft wurde, um endlich auch von

anderen zu hören, was ich seit vierzig Jahren bei mir selbst gewußt habe.“ Doch im Winter waren die Briefe voll Klagen über seine schwere Krankheit, die Arbeit am „Schimmelreiter“ machte ihm Not, doch schon ein neuer Stoff schwirrte ihm im Kopfe herum: „Die Armesünderglocke“, und er bat um Literaturangaben. Eine innere Unruhe faßte ihn mehr und mehr; im März 1888 dachte er ernstlich daran, doch noch nach Husum zurückzukehren: „Ich habe mehr Menschen dort — hier eigentlich keine, von denen ich etwas hätte; nur meine Bibliothek und ich, und ich und sie; auch glaube ich, daß die Luft meiner Jugend mir dort wohl tut“ (an Wilh. Jensen, Monatshefte Velhagen & Klasing, Juli 1900). Die Freude über die begeisterte Aufnahme seines „Schimmelreiters“ seitens seiner nächsten Freunde erlebte er noch — Dodo mußte mir die bezeichnendsten Briefstellen ausschreiben — im Juli wurde die Krankheit immer bedrohlicher, die letzten Briefe meldeten von qualvollen schlaflosen Nächten, und die Schriftzüge wurden immer zitteriger. — Am 4. Juli machte der Tod den Qualen ein Ende. Das Letzte, was seine Lieben von ihm vernahmen, schien die Bitte um Blatt und Feder zu enthalten: „Gedanken — — Gedanken!“ Der rege Geist wollte sich dem Allbezwinger noch nicht fügen und ihm noch karge Minuten für Aufzeichnungen der sich vordrängenden Gedanken abringen. Am 7. Juli zog Theodor

Storm in seine Vaterstadt, die ihn zum 70. Geburtstage zum Ehrenbürger gemacht hatte und nach der er immer sich wieder gesehnt hatte, als ein toter, stiller Mann ein und wurde unter dem Klange der Glocken in die Gruft des St.-Jürgen-Friedhofes hinabgesenkt, ohne Worte eines Geistlichen, so wie er es in dem Gedicht „Ein Sterbender“ gefordert und der Sohn Ernst es ihm noch in der Sterbestunde gelobt hatte.

Wie bei seiner Geburt, so zog auch bei seinem Tode ein Gewitter herauf, und als man ihn zur letzten Ruhestätte bettete, tobte ein Sturm, der die Dünen und die Stadt und die Heide mit rauschendem Regen peitschte, als klage die Natur über den Heimgang des Sängers der Rosen und der Nachtigallen, des Meeres und der Heide, als wolle die Naturorgel, auf deren Stimme er so oft gelauscht hatte, ihm das Ehrengeleite geben. —

Und das große deutsche Vaterland hat seines wackeren Dichters, der zugleich ein aufrechter deutscher Mann immer gewesen war, der nicht nur von allem, was lieblich und hold im Leben, gesungen, sondern auch „die Trompete zu blasen“ verstanden hatte, wenn es Freiheit und Ehre seines Heimatländchens galt, bis auf den heutigen Tag nicht vergessen.

Ein Ruhmes- und Ehrentag für den Dahingegangenen war der 14. September 1898. Da wurde sein Denkmal im Schloßpark enthüllt. Der Herzog

Ernst Günther von Schleswig-Holstein, der Bruder der deutschen Kaiserin, verkörperte gleichsam die ganze Provinz, und manche Vertreter waren sonst aus deutschen Gauen herbeigeeilt. Ein Husumer — Brütt — hatte das Denkmal geschaffen, der Husumer Theodor-Storm-Verein sang Lieder des Dichters, und der nicht weit von Husum geborene und langjährige Hausfreund Ferdinand Tönnies hielt die Weiherede*). Er pries ihn als Einheit von Mannestum und Dichterwesen, als Träger jener Liebe, die das Vollkommene in der Kunst erstrebt, jener schaffenden Liebe, die sich ihres Werkes freut und ihres Werkes pflegt, die alle Zweifel und Enttäuschungen überwindet und nach dem Erfolge des Tages nicht fragt, jener Liebe zum Großen und zum Kleinen, die in die poetische Gestaltung nicht aus spielerischer Laune, sondern aus innerer Notwendigkeit übergeht, in den Gebilden der Phantasie und ihrer äußeren Form sich ausdrückend wie das Siegel in Wachs, jener Liebe, die in zarter Minne wie echter, edler Sorge für Gattin und Kinder und für das Leben im Hause sich kundgibt, jener Liebe zur Heimat, zur Vaterstadt, zu den vergangenen Geschlechtern, zum Vaterlande, zu deutscher Art und Sitte, jener Liebe zum Volke, zu den „kleinen Leuten", ja zu allem, was volkstümlich ist, auch

---

*) Jetzt abgedruckt in dem Büchlein: „Theodor Storm, Gedenkblätter von Ferdinand Tönnies", Berlin, Karl Curtius 1917.

in Aberglauben und Gespensterfurcht, jener innigsinnigen Naturliebe, die Wald und Meer, Heide und Moor, Sommer-Mittagsschwüle und Herbstblätterduft, Vogelsang und Schmetterlingsweben umspannt, jener Liebe zur Musik, die alles Erdenleid in Wohllaut aufzulösen vermag, und endlich jener die Tragik in Humor umsetzenden versöhnenden Liebe, deren Weltansicht auf das Unergründliche als auf die Wurzel des Ergründlichen in Ehrfurcht des Nichtwissens zurückgeht.

Storm war ein ganzer Mann, ein redlicher, ernster, treuer Mensch mit einem Herzen voll überquellender Liebe: das klang durch die beredten Worte hindurch und fand einen Widerhall in den Herzen aller Hörer, während der Westwind über uns dahinfuhr und manches herbstliche Blatt auf uns herniederwehte.

Und als die Hülle fiel, das Antlitz lebensähnlich in Bronze uns grüßte, das uns so oft in frohen Tagen geleuchtet, als nach zündenden Worten des Bürgermeisters Menge der Chor einsetzte „Am grauen Strand, am grauen Meer“, da durchschauerte alle das Wehen echt Stormschen Geistes, gemischt aus Wehmut und aus dankbar-stolzer Freude.

Und Storm ist eine lebendig fortwirkende Kraft im geistigen Leben der Nation durch die Jahrzehnte geblieben. Die junge Dichterschar, die sich um Heiberg und Liliencron sammelte, den Realismus,

ja Naturalismus auf den Schild erhebend, fand in der Lyrik kein besseres Vorbild als Storm. „Hehle nimmer mit der Wahrheit!“ Das leuchtete ihnen voran in ihrem Wahrheitsdrange und Wirklichkeitsdurste; und sie fühlten mit feinnervigem Verstehen, daß der Dichter von „Immensee“ als Lyriker doch ein kerniger und körniger Mann gewesen ist, daß von Liebessehnen und Liebeslust und Liebesverzicht nur wenige so ungeschminkt gesungen und der lebensprühenden Sinnlichkeit ihr Recht gegeben haben wie Storm. Sie erkannten, daß ein Dichter, der mit „Immensee“ begonnen und mit dem „Schimmelreiter“ geschlossen hat, auch in seiner Selbstzucht, in der Strenge seines künstlerischen Gewissens und in dem Gleichgewicht seines dichterischen und seines amtlichen Berufes ein Vorbild geworden sei, dem man nachstreben solle. — So gehörte Storm zu den wenigen Alten, vor denen die zersetzungslustige Jugend in Achtung und Liebe haltmachte. Liliencron selbst beugte sich bewundernd und in Dankbarkeit für das, was ihm für seine Dichtung der ältere Heimatgenosse und unvergleichliche Heimat-Deuter geworden, und zahlreich sind nicht nur holsteinische Dichter, sondern auch diejenigen im weiten deutschen Vaterlande, die bei dem großen Husumer in die Schule gegangen sind. Das spürt der Kenner nicht nur in diesem oder jenem Einzelklange, in dieser oder jener versprengten und aufgegriffenen Wendung, sondern auch im Strophen-

bau, wie in der Naturbetrachtung und Naturbeseelung, ja in der ethischen Grundrichtung und im Weltgefühl. Und wenn ich immer wieder — wie einst 1883 und dann 1896 in der „Lyrischen Dichtung“ und sonst — gerade auf den mannhaften, sein Heimatgefühl zum Vaterlandsgefühl weitenden Dichter hinwies, als welcher Storm nur wenig bekannt geblieben ist, so wurde im Weltkriege mit der Besinnung auf alles Kernhafte im deutschen Wesen und mit der Hervorhebung gerade jener Dichter, die in der Vergangenheit dem vaterländischen Gedanken kräftigen Ausdruck geliehen haben, auch Storm wieder lebendig als leidenschaftlicher Verfechter der Freiheit und des Rechtes deutschen Landes gegenüber der Vergewaltigung durch Dänemark, hinter der niemand anders als England stand. Hat doch erst dieser furchtbare Völkerbrand uns das Licht darüber entzündet, daß England schon seit Jahrhunderten unser stiller neidischer, mißgünstiger Feind gewesen — wie Bismarck scharf gesehen, Treitschke laut verkündet hat. Den Festlandsstaaten Schwierigkeiten und Hemmungen aller Art zu bereiten, den einen gegen den anderen oder gar nun alle gegen den einen zu hetzen — und Japan, Amerika und China usw. noch dazu —, das hat der heimtückische Nachbar auf der vom Wasser wohlgeschirmten Insel meisterlich verstanden. Und wenn wir in dem Wettersturm aushielten, wenn unsere Besten der

6*

Vergangenheit uns Führer und Tröster waren und uns Stahl ins Herz senkten und Erz um die Brust legten, dann durften wir auch des Nordmannes nicht vergessen, der die Nordmark nicht in den Händen der Fremden und dessen, der dem Fremden dient, wissen wollte und als die Fahrt der Heimat abgekehrt war und die Trennungsstunde schlug, seinem jüngsten Kinde als Gelöbnis der Treue, als Pulsschlag fürs Leben das eine Wort zurief:

Kein Mann gedeihet ohne Vaterland!

Und wir jauchzten mit dem Dichter: „Das Land ist unser, unser soll es bleiben!" Der unerschütterliche Deich, an dem das wogende Meer zerschellt, schien uns ein herrliches Sinnbild unserer Fronten, an denen die Massenstürme der Feinde zerbrachen. — All unser Hoffen sank in den Staub. Wie die Polen im Osten, die Belgier und Franzosen im Westen, so reißen im Norden die Dänen alte deutsche Gebietsteile vom Mutterlande los — wohl dem Dichter, der solche Schmach nimmer erleben, nimmer ahnen sollte!

Die Persönlichkeit des Dichters

Erst jetzt, wo die Schätze des Nachlasses, die aufschlußreichen Briefe (an die Eltern, an die Braut, an die Gattin, an die Kinder) der Welt durch Gertrud Storm zugänglich gemacht wurden, ersehen wir, daß das Leben Theodor Storms nicht ein Idyll, sondern reich an inneren Kämpfen und äußeren Sorgen und Nöten, Enttäuschungen und Entbehrungen, aber auch an stillen Freuden und beglückenden Erfolgen gewesen ist. Wir lesen in den geheimsten Falten dieses Herzens, das gefühlvoll, damit aber auch leidvoll gewesen ist.

Storm war in ausgeprägtestem Maße ein Sohn nordischer Erde. In einem solchen liegen gegensätzliche Entwicklungsmöglichkeiten nahe beieinander, die mit dem Klima aufs engste zusammenhängen. Dieses weist den Menschen ins Haus, in die Familie, ins Innere. Die lastenden Nebel, der lange Winter, Sturm und Regen und Himmelstrübe führen auch die Herrschaft über die Menschenseele und stimmen nachdenklich, beschaulich, träumerisch, sentimentalisch; sie machen sie weich bis zur Schwermut, ernst bis zum Tiefsinn und schließen den Mund wie das Innenleben, und dieses wird dabei nicht selten hart und rücksichtslos. Von alledem ist auch in Storms Wesen nicht wenig zu spüren; bald tritt in der Entwicklung des Mannes und des Künstlers das eine,

bald das andere in den Vordergrund. Er war von zarter Körperverfassung; seine Briefe berichten von häufiger Kränklichkeit, Nervenschwäche, Magendruck und daraus hervorgehender Hypochondrie, ja Melancholie. Sagt ein Sprichwort: „Jede Wolke hat ihren silbernen Rand", so kann man bei ihm es umkehren: Jedes Freudenlicht hat seinen Schatten; hinter jedem Glück lauert das Unglück; die süße Frucht jedes Wohlgefühls schließt den nagenden Wurm der Vergänglichkeit in sich. So schreibt Storm einmal von seinem Sohne Ernst, der allen Grund habe, glücklich zu sein: er sei Hypochondrist genug, um sich diese Zeit als Vergangenheit und sich selbst als danach zurücksehnend zu denken! Was kann bezeichnender sein? Die frohe Stunde wird nicht in reiner Unmittelbarkeit genossen, sondern zurückgeschoben in die Vergangenheit und dann aus der Hand der Erinnerung und der Sehnsucht zurückempfangen. So ergibt sich nie eine reine, sondern stets eine gemischte, oder eine gebrochene Empfindung, wie Goethe so unnachahmlich es im Mondlied zum Ausdruck bringt: das Glücksgefühl des Gedenkens: „Ich besaß es doch einmal, was so köstlich ist", und das Schmerzgefühl des Entbehrens: „Daß man doch zu seiner Qual nimmer es vergißt!" So klagt auch Storm: „Wäre ich hier nur nicht gegangen im Mai, Leben und Liebe, — wie flog es vorbei!"

So spürt Storm schon als Dreißiger den „Beginn des Endes“.

Und an seinem vierzigsten Geburtstage scheut er zurück vor dem Altern, das dem Ende immer näher führt, und spürt ein Lüftlein von der Gruft. Und der Sechziger denkt wehmütig daran, daß vorüber bald alles, was das Leben einst versüßte („An Agnes Preller“).

So war sein Herz ein arg beweglich Ding. — —

In meiner Erinnerung aus den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts steht Storm vor mir als ein hagerer, mittelgroßer, sich etwas gebeugt haltender Mann mit weißem Haupt- und Barthaar, mit feinen Gesichtszügen, in denen Sorge und Gedankenarbeit ihre Runen gegraben hatten, mit stahlblauen Augen, die eine klare, feste Seele spiegelten, mit Gemessenheit in Bewegungen und Mienen, fern von aller Pose, allem Pathos, aller Phrase; alles Hastige, Erregte vermied er; seine Stimme klang leise, verschleiert, sanft und mild, aber beim Vorlesen gewann der Tenor an Helle und Stärke und bezwang durch das Mitschwingen des Seelischen in Vers- und Wort-Melodie den Hörer. Güte und Wohlwollen und Freundlichkeit paarten sich mit Schlichtheit und Gradheit, die nicht sogleich bezauberte, wohl aber langsam und desto fester bezwang. Man hatte den Eindruck der Einheit zwischen einer feinen, tiefen Künstlerseele und einem in sich geschlossenen Charakter,

der unwandelbar, bis zur Rücksichtslosigkeit, an seiner Überzeugung festhielt und nicht wich und nicht wankte. Die sonst so milden, ja wohl auch müden Augen konnten Blitze schleudern in Zorn und Empörung, wo er auf falschen Schein, auf Lug und Trug oder auf herrischen, unberechtigten Widerstand stieß. Das „Hehle nimmer mit der Wahrheit“ und das andere: Gib nimmer „die Vernunft gefangen“, d. h. bleibe dir selbst allezeit getreu, das war dem fernigen Manne bei aller Weichheit aufgeprägt. Aber auch jene tiefinnerliche Einsamkeit: „Halte fest: Du hast vom Leben doch am Ende nur dich selber!“

Er konnte mit Recht an Kuh schreiben, daß er nicht zu den eitlen Menschen gehöre, wohl aber besaß er, wie es sich ziemte, ein hohes Selbstgefühl. „Man wirft mir vor,“ äußerte er zu Heiberg, „daß ich ein starkes schriftstellerisches Selbstgefühl besitze. Du lieber Gott! Was wird aus uns schaffenden Menschen, wenn wir nicht an uns selbst glauben! Und besonders im Norden!“ — Es war der Schmerz seiner Mannesjahre, in seinem besten Können nicht voll gewürdigt zu werden und allezeit im Schatten Geibels, des Lieblingsdichters der Menge, stehen zu müssen. So bekennt er 1886 K. E. Franzos: „Die Welt hat eigentlich nicht einmal eine Ahnung, daß es seit Dezennien in Deutschland keinen Lyriker mehr gibt. Ich muß Ihnen sagen, was ich nicht gerne sage,

daß ich, was ich einst in der Lyrik leistete, recht hoch anschlage. Ein Urteil über Lyrik ist das Seltenste, was es gibt. Bei 99% des Publikums steht als Lyriker Emanuel Geibel wie ein Riese über mir, den ich stets in dieser Beziehung für höchstens zweiten Ranges angesehen habe." — Er konnte sehr heftig werden, wenn das lyrische Schaffen überhaupt geringgeschätzt wurde, z. B. wenn es von einem Dichter hieß: „Mit Lyrik hat er nicht viel Zeit vertan," oder wenn Novellen-Schreiben als Erholung von einem Romanschriftsteller bezeichnet wurde. Ihm war seine Kunst etwas Heiliges, Hohes, dem er sich mit ganzer Seele widmete. Wer ein Manuskript von ihm durchblättert, macht die Beobachtung, wie er, seiner Mittel sich wohlbewußt, aber auch weise das eine oder das andere verwendend, vorsichtig aufbaut, gliedert, wieder umwirft, mit höchster Gewissenhaftigkeit prüft, unablässig streicht, verdichtet, kürzt, wenig stehen läßt, nicht eher ruht, als bis er das bezeichnendste Wort, die wirkungsvollste Knappheit und Schlichtheit gefunden hat, oft auch in übertriebenem Eifer, wo es sich um Unwichtigeres handelt, keine Mühe scheut. So war sein künstlerisches Schaffen ihm Quelle höchster Befriedigung in dem Bewußtsein: „Das macht mir so niemand nach", aber auch ein stetes Ringen um hohen Preis, und nichts konnte ihn mehr niederdrücken als ein Mißerfolg (z. B. wenn Rodenberg die schon mit Bedenken eingesandte No-

velle „Eine Halligfahrt" zurückgab), und noch mehr, wenn er zu spüren glaubte, daß seine dichterische Ader am Versiegen sei. Stolz machte ihn dann wieder der freudig anerkennende Zuspruch von Keller, Jensen, Heyse, Petersen u. a.

Die Heimat, die Familie, die Dichtkunst: das ist das strahlende Dreigestirn, das über Leben und Schaffen Storms stand, das sind die Göttinnen, die ihm alle sonstige Metaphysik und Religion ersetzen. Es entspricht ganz seinem so stark ausgeprägten, echt friesischen Unabhängigkeitssinne, daß er in Briefen immer wieder mit Genugtuung und Stolz hervorhebt, in seinem Elternhause seien die Kinder nimmer von den Fesseln religiösen Bekenntnisses beengt worden, von Religion sei dort nicht die Rede gewesen. Von einem persönlichen Gott will er nichts wissen; allein schon die Spinne, die eine Fliege umgarnt und grausam vernichtet, ist ihm Beweis genug für den Kampf aller Kreaturen gegeneinander. So sehr er selbst ritterliche, lautere Wahrhaftigkeit im eigenen Leben und in seiner Dichtung verkörperte, so vermochte er einen vernünftigen, tieferen, die Widersprüche und Rätsel versöhnenden Sinn doch nicht in das Leben hineinzubringen, in dem mit dem Tode alles aus ist*). „Der Glaube an ein Wiederaufleben in einem

*) Vgl. „Einer Toten", „Das aber kann ich nicht ertragen", „Frühlingsnacht", „Geh nicht hinein!" „O bleibe treu den Toten!" „Im Zeichen des Todes".

anderen Zustande," schreibt er an Keller, „ist für mich nicht vorhanden", und dem Satze: „Constanze ging zur ewigen Ruhe" fügt er hinzu: „Wenn wir das ‚Ruhe' nennen dürfen*). ‚Vorbei, vorbei!' pflegte mein alter, darüber sonst wortkarger Vater auszurufen, wenn ihn zu mächtig die Vergangenheit überfiel." Nicht Schopenhauers Pessimismus, der so manchen Zeitgenossen auf kürzer oder länger in den Bann zog, hat Storm beeinflußt, sondern das frei gerichtete Elternhaus und der nüchterne, klare nordische Sinn, der gerade an der Wasserkante — auch unter Schiffern und Fischern — sich seine eigene Lebens- und Weltanschauung zurechtzimmert. „Se kriegen mi nich, Herr Propst", sagte die dem Tode geweihte Freundin Storms, Lena Wies. Und wir spüren die Freude des Erzählers über solche Festigkeit.

Das Gedicht „Ein Sterbender" ist Satz für Satz ein Glaubensbekenntnis, demzufolge die Gewißheit völliger Vernichtung die Wonnen des Lebens nur vertieft und erhöht. Nicht minder jenes von Gertrud Storm mitgeteilte Gedicht, das schließt:

---

*) So schließt ein jüngst aufgefundenes, längeres Gedicht — aus dem Jahre 1851 — auf Constanze („Wo ward ein Traum zur Welt geboren, Wie du verkörpert mir erschienst"), mit der — bekannten — Strophe: „Schlug erst die Stunde, wo auf Erden Dein holdes Bildnis sich verlor, Dann wirst du niemals wieder werden, So wie du niemals warst zuvor."

Edel lebe und schön,
Ohne Hoffnung künftigen Seins
Und ohne Vergeltung,
Nur um der Schönheit des Lebens willen!

Hier dämmert wenigstens jene Erkenntnis auf, daß wenn auch das Einzelleben flüchtig und nichtig ist, wenn auch das Leben der Güter höchstes nicht ist, doch ideelle Mächte es lebenswert machen, die unvergänglich sind und für die kein Opfer — und sei es das Einzeldasein selbst — zu hoch ist. Denn ist das ein Ziel versöhnender Art, daß endlich der Mensch, erschöpft an Leben und Hoffnung, hinstürzt am Wege und ihn die alte ewige Nacht barmherzig begräbt, samt allen Träumen der Sehnsucht?! In geheimnisvollem Zuge zum Übersinnlichen zermarterte Storm Hirn und Herz mit Grübeln und suchte die Pforten des Unwißbaren zu sprengen. Er gehörte nicht zu den flachen Freigeistern, die „von keiner Ahnung des Todes angeweht, brutalen Sinns ihr nichtig Werk beschicken, unkundig seiner stillen Majestät“. Doch vom Christentum hält er sich fern; der Katholizismus ist ihm Heidentum („Veronika“). Der Kruzifixus erscheint ihm als Bild der Unversöhnlichkeit, in dem die Christen den alten Frevel der Juden verewigen, den die „stets jungfräulich reine Natur“ vor Jahrtausenden verwehte. Doch so skeptisch Storm den Lebensrätseln gegenüber war, so wäre er doch kein Dichter geworden, wenn er nicht hinter

den Erscheinungen Geheimnisse geahnt hätte. Er hatte doch, wie es bei Küstenbewohnern sich häufig findet, für Grauen und Spuk einen sehr empfänglichen Sinn. Davon zeugen nicht nur die von ihm selbst hochgewerteten Geschichten, die man endlich wieder aus verschollenen Blättern mit glücklicher Hand hervorgeholt hat, sondern auch über seine Gedichte und Briefe und Novellen breiten Vorstellungen von „Ansagen" der Toten („Es ist ein Flüstern in der Nacht", „Ein Vöglein singt so süße"), von fatalistischen Ahnungen, die dem Schicksal einen neidvollen Charakter beilegen, von dem „zweiten Gesicht" („Marthe und ihre Uhr", „Hans und Heinz Kirch"), von Gespenstern, die in Toftlund in Ernsts Wohnung umgehen sollten, ein eigentümlich aus Aberglauben und Unglauben gewobenes, magisches Netz. Er sucht zwar den Spuk in Toftlund, bei dem die griechischen Wein zechenden Spieler nach dem dritten oder vierten Mitspieler rufen, rationalistisch zu verflüchtigen mit den Worten: „Das müßte doch mit dem Leibhaftigen zugehen, wenn in solcher Atmosphäre nicht etliche Dunstbilder schwebten, die es nach leibhaftiger Gestalt verlangt." Doch eine merkwürdige Einräumung macht er in einem Briefe an Keller dem sog. zweiten Gesicht, das in Nordfriesland und Schottland heimisch sei: im einzelnen stehe er wohl zweifelnd oder gar ungläubig, im allgemeinen dagegen sehr anheimstellend solchen

Dingen gegenüber, nicht daß er an Un- oder Übernatürliches glaube, wohl aber, daß das Natürliche, was nicht unter die alltäglichen Wahrnehmungen falle, bei weitem noch nicht erkannt sei. — In seiner Vorliebe für Spukgeschichten in jungen Jahren verrät sich doch der Glaube an Vorkommnisse, die das Dunkel des Unwißbaren nicht erhellen, sondern nur vertiefen können; Gertrud Storm bemerkt einmal: „Gar zu gerne hätte er selbst eine wirkliche Spukgeschichte erlebt (er war ja ein Sonntagskind), aber das Reich der Geister blieb ihm lebenslang verschlossen."

Eine Schreckgestalt hat jedenfalls den Dichter, je älter er wurde, immer mehr verfolgt und gepeinigt; von ihr schreibt er an Keller: „Das Gespenst der Vergänglichkeit sitzt für mich in allen Ecken und schleicht auf allen Treppen." Das „Vorbei! Vorbei!", das „Es wird doch alles vergessen!", das quält und peinigt ihn fort und fort. Wohl hat Storm Liebe und Familienglück und alle edlen reinen Freuden dieses Erdenlebens wie irgendeiner genossen, wohl hat er mit heißem Verlangen und in gierigen Zügen aus dem Becher der Lebenslust getrunken, wohl hat er auch in den letzten Hademarschener Jahren gejubelt: „Wie köstlich ist es, zu leben, nur zu leben!" Aber es war doch allezeit für ihn ein Leben „der großen Nacht entgegen". Reines Glück kannte er als wenig dauernd und als seltenen Gast.

Seine Göttin war — neben der Erinnerung — die Hoffnung. So schrieb er an Hermione von Preuschen: „Sie fragen, wo ist das Glück? Ich weiß es nicht, es ist nie lang bei mir auf Besuch gewesen; ich glaube, es guckt überall nur flüchtig in die Tür, so flüchtig, daß niemand es recht gesehen und recht beschreiben kann. Aber das Glück ist auch zum Menschenleben durchaus nicht nötig; nur die treuere Schwester desselben, die Hoffnung, können wir nicht entbehren. Im Leben nicht und nicht in der Kunst."

Wenn er von seinem tiefernsten Vater sagt, ihm habe der Humor gemangelt, so versagte er auch ihm selbst — wie die Briefe zeigen — nur zu oft im Leben, während er in seiner Kunst dem großen Versöhner so schön huldigt; nicht nur in so manchem lebensfrohen und lebensstarken Bekenntnis (z. B. im „Oktoberlied"), nicht nur in heiteren Lebensbildern*), sondern auch in der Umwandlung wehmütigen Verzichtes in echte Tragik, die die andere, die dunkle Seite des Humors bildet. Er empfand sich selbst — wie Goethe — „dem Unglück gegenüber völlig machtlos"; der Schmerz um den ältesten Sohn war ihm ein Entsetzen, das ihm das

*) Man lese „Der Lump", „Der Beamte", „Vom Staatskalender", „Gesegnete Mahlzeit", in denen die Torheit der Menschen gegeißelt wird, „Damendienst", „Sommertag", „Engel-Ehe", die „Fiedellieder", das geniale „Sturmnacht" und das köstliche „Von Katzen".

Blut vergiftete. Das ruhte nicht auf Herzensfeigheit, die dem Ungemach scheu ausweicht, sondern auf dem Bewußtsein, nur schaffen und über den Stoff sich erheben zu können, wenn eine gelassene, heitere Grundstimmung ihn beherrschte. Je häufiger aber ihn der Lebensweg an dem „Abgrunde, darin das Nichts", oder an den „dunklen Seen" dahinführte, desto grüblerischer und düsterer wurde ihm der Sinn, desto schwerer das Alter, weil es „hoffnungslos" war.

Nicht der Glaube, sondern der Zweifel, in „ehrlicher Mannesfaust", zersprengt ihm die Pforten der Hölle; das unerbittliche Licht des Verstandes läßt er in alle Gründe und Abgründe des Lebens fallen, er, der in seinem künstlerischen Schaffen so gerne dem Traumhaften und Sehnsüchtigen sich hingibt.

Wie Storm der eigentliche metaphysische, in Idealismus gegründete Sinn fehlte, so auch der geschichtlich-politische, soweit es nicht seine Heimat betraf. So erzählt Wilhelm Jensen von seinem ersten Zusammentreffen mit Storm im Jahre 1867, wo gerade im Wochenblatt die Erschießung des Kaisers Maximilian in Mexiko vermeldet wurde: „Das überseeische tragische Ereignis ging ihn auch menschlich gar nichts an; für das an sich geschichtlich Bedeutungsvolle fehlte ihm der Sinn, wenn sich keine poetisch-psychologische Verknüpfung damit verband." — Auch zu der alten Hansastadt Lübeck

war er in kein näheres Verhältnis getreten; seine engste Heimat war seine ganze Welt; ebenso spielt die Gegend von Heiligenstadt nur selten in seine Novellen hinein; zu der Alpennatur fand er keine innigere Hinneigung; Groth auf Capri konnte desgleichen, wie so viele andere Nordländer, mit der italienischen Landschaft in seinem Gemüt nichts anfangen. Auch das war echt norddeutsch in Storms Wesen, daß der innerlich so Reiche in größerem Kreise wenig mitteilsam war; solchen Naturen fehlt gleichsam die Kleinmünze, die in der Unterhaltung in Umlauf gesetzt wird, und sie schließen sich schwer an, öffnen nur langsam, nach genauer Prüfung des anderen, ihr Herz. Am liebsten hatte er das Zwiegespräch, und so entwickelte er sich auch zu einem hervorragenden Briefkünstler. Mit welcher Liebe und Sorgfalt baut er die Sätze, wie wirbt er in Zärtlichkeit um die Zuneigung, die er aus ganzem Herzen einem Mörike und einem Keller entgegenbringt! So hat ihm die Geschichte von Joh. Hadlaub sein Gemüt so warm und froh gemacht, daß er meint, die wenigen, die gleichzeitig auf der Erde wandelten, sollten doch wenigstens hin und wieder einen Gruß aus der Ferne hinundwiedergehen lassen, wenn ein warmer Händedruck nicht möglich sei. Und es gelang ihm, den etwas widerborstigen Alten zu bezwingen, und so ergab sich ein überaus reizvolles Gedankenspiel, ein Geben und Nehmen, ein Rühmen und An-

erkennen und Beurteilen von so urwüchsiger Frische und Offenheit, daß wir unsere helle Freude daran haben. Ich habe es oftmals in Hademarschen selbst erlebt, welch einen Jubel ein Brieflein von Meister Gottfried hervorrief und wie die Schätze bis auf ein Schnitzelchen gehegt und gehütet wurden. Daß am Ende doch der knurrige Schweizer — wie der schreibfaule Mörike — in Schweigen versank, das lag an der „rigorosen" Auffassung Storms über Lyrik, der nur das „spezifisch" Volkslied- und Erlebnismäßige gelten lassen wollte und somit einen großen Teil der Kellerschen Lyrik hartherzig beiseite schob. Doch in den Briefen haben wir den ganzen Storm auch sonst, mit seinem stolzen — fast zärtlich „ruhmredigen" — Familiensinn, der von dem alten „Erbhaus" und dem Leben darin, von den Eltern und vor allem von den Kindern und von dem echten rechten Kinderfest Weihnachten und dem „Märchenzweig" und den Christkuchen usw. nicht müde wird zu erzählen, nicht minder von seiner stillen Freude an den Bücherschränken, an den alten Herren des 18. Jahrhunderts und ihren schmucken Originalausgaben, mit Stichen seines Malerlieblings Chodowiecki.

Aber er webt auch melancholische Herbst- und Dämmerung- und Abendstimmung in eins, indem er die Einsamkeit ordentlich um sich summen hört*).

*) In den Briefen an die Kinder, 10. XI. 84, S. 202.

Denn in allen seinen Briefen ist Storm, wie in den Novellen, der Stimmungskünstler, besonders in denen an die Braut; er bekennt selbst, daß er oft für eine Seite eine Stunde brauche, offenbar in Freude am Gestalten, im Trieb des sich Objektivierens, der Selbstbefreiung, oder in der bewußten Absicht, die Geliebte zu bilden und zu sich emporzuziehen. Mancher Brief ist wie ein Gedicht, wie ein Sehnsuchtshauch — „o ich kann alles entbehren, nur Liebe muß ich in überströmendem Maße haben" — „es ist ein heißer Junitag, und wo ist meine Rose?!"*) „Der Garten ist voll Duft und Bienengesumm, so recht zum süßen Nichtstun in der Liebsten Armen." Meer und Marsch, Mondschein und Frühling müssen dem Liebenden die Farben leihen, um seine Geliebte zu entzücken — aber der Tod zieht auch hier seine Linien hinein. „Wenn ich an Dich und unsere Liebe denke, muß ich jeden Augenblick an die dunkle Pforte klopfen — es sind abgrundtiefe Gedanken", „O könnt' ich lange mit Dir leben, zugleich sterben mit Dir! Könnt' ich doch ewig hier und dort mit Dir vereint bleiben!" — So paßt er sich fromm ihren Gedankenkreisen an. Bald ängstigt ihn das große Glück, das er von

*) So scherzt auch einmal der sonst so Ernste: „Die Rosa unica — ich meine diesmal nicht Dich — hat 7 Knospen. Ich will übrigens nicht hoffen, daß auch dies eine symbolische Erscheinung sei — denke Dir, Dange, sieben!" Und es sollte doch wirklich Wahrheit werden!

der Zukunft erträumt, bald wieder der Gedanke: „Wer denn von uns einmal allein sein wird am Weihnachtsabend ...?“ —

Auch die Briefe an seine Frau atmen oft eine lyrische Naturstimmung, z. B. wenn er schreibt: „Du denkst nicht, welch ein Gedränge von Duft und Farbe der W.sche Garten bietet; es ist eine wahre Erquickung, da zu sein. Ich war auch gestern noch lange draußen und sah nach Norden zu in den Abendhimmel hinein. Hinter den grauen Wolkenschichten stand in der Ferne ein so wunderbarer Glanz, als bedecke er dort drüben eine unbekannte, stille Welt.“ In der Heide, über die an grauem, melancholischem Tage Nebel und Regen treiben, wandert es „dumpf aus der Erde“ mit ihm, das Erinnern an vergangenes Glück: „Trauer um die Heimat, um die Jugend und das bitterste Verlangen nach Dir überfiel mich.“ So schön die Welt, die unverwüstliche, so köstlich die Liebe ist, die ihn beseligt, auch durch die Briefe an die geliebte Frau klingt das memento mori! hindurch mit dem schmerzlichen Bewußtsein der früheren oder späteren Trennung als eines unvermeidlichen Schicksals! Ihm ist es immer so, als ginge der Tod umher und griffe nach denen, die er liebt, als wären sie nur in der Heimat sicher. In der Selbstmarter solcher Gedanken klagt er: „Mir sitzt die stumpfsinnige Schwermut im Nacken. Mir will es nicht gelingen, heiter zu sein.“ Im

Untergrunde all der lebenbejahenden Stimmungen, deren sein Herz fähig war, lauerten verborgene Feinde, die diese wieder auflösten, lauerte das Grübeln und Zerlegen der Empfindung, lauerte das Gespenst des Todes.

Auch dem grüblerischen Briefschreiber enthüllt sich nicht die innere Weltvernunft, zu der nun einmal die Entstehung und die Vernichtung des Lebens wie Tag und Nacht, wie Friede und Krieg, wie Freude und Schmerz gehören und die doch in dem tiefen Sinn alles Geschehens, in dem Sieg der die Dinge und die Menschen beherrschenden Ideen sich offenbart. Auch die Briefe Storms zeigen den herben Charakter seines Weltgefühls, das von der Grausamkeit alles Geschehens durchdrungen ist und alle Freude des Daseins in den Schatten des Sterbenmüssens rückt, ohne einen Trost zu wissen als die Seligkeit der Stunde und die Süße der wehmütigen Erinnerung. Diese Herbigkeit wuchs noch mit den Jahren, wie die Briefe an seine Kinder bekunden; sie sind fast sämtlich nach dem Tode Constanzes geschrieben und von Schmerz um sie erfüllt: „Ich habe nichts als die Erinnerung, die ich mit einem Weh erkaufen muß, das fast das Leben unmöglich macht, und dennoch hängt sie wie ein Goldnetz über dem dunklen Grunde —." „Ach, wie lange habe ich sie (Constanze) jetzt entbehrt und habe wohl keine Hoffnung, noch jemals etwas anderes

wieder mit ihr zu teilen als die allgemeine Vernichtung.“ Mit herzbewegenden Worten weiß er die Erinnerung an die Mutter bei den Kindern wachzuhalten und um volles Vertrauen, rückhaltlose Aussprache alles ihres Begehrens und Wünschens, um Liebe, um Trost in seiner Einsamkeit, um Freude, die sie selbst ihm bereiten sollen, zu bitten, zu werben, ja zu betteln. Alle Sorgen, selbst die um den täglichen Schilling, müssen sie mit ihm teilen, wie seine Hoffnungen und seine Enttäuschungen und seine Erfolge. Von echtester, reinster Vaterempfindung sind die Briefe getragen, waren seine Kinder doch sein ganzes Glück, mochte auch das „Stiefmütterchen“ noch so treulich das Seinige dazu beitragen. Die Liebe seiner Familie, die Poesie und die Natur trösteten ihn über das Leidvolle, das selten in diesen Briefen vor dem Freudigen zurücktritt. So schreibt er einmal fröhlichen Sinnes an Ernst: „Es war — auf dem Deich — volle Flut; nur ein leichter Wind kam übers Meer. Das Blitzen des Sonnenscheins auf den Wellen, das sanfte Rauschen des Wassers, die weithin hallenden Rufe der Seevögel und das Leuchten ihrer schneeweißen Flügel — wie frisch, wie heiter und erquickend war das!“ Oder ein andermal: — bei Anbruch der Mainacht haben sie rings die Maifeuer brennen sehen — 6. V. 83: „Unbewußt diente noch das Volk seinen alten Göttern; mir aber, als ich so in die Nacht hinaussah, war, als

hielte ich das Ende der elektrischen Kette in der Hand, die dort in die Vergangenheit hinabreicht. — Gestern, an Mutters nun 58. Geburtstag, war ich fast den ganzen Vormittag im Garten, wo zum erstenmal fast alle jungen Obstbäume Blütenknospen getrieben haben . . ." und ein rotbrüstiger Hänfling sang ihm herzerfrischend sein Frühlingslied, dann kam die Nachtigall, die große Sängerin, und sang zum erstenmal in dem neu angelegten Garten! „Und alle im Hause kamen und hörten es; mir war, als müßte ich zu meiner toten Mutter laufen und ihr erzählen, daß nun zum erstenmal die Nachtigall in meinem Garten singe. Wie würden ihre Augen vor Entzücken und Begeisterung geleuchtet haben! Doch sie sind alle Staub; und auch über unserer Nachtigall schwebt der Tod in Gestalt der raubsüchtigen Elstern, die auch oft in unseren Bäumen sitzen; schon am Nachmittag sah ich sie da, wo vorhin die Nachtigall gesungen hatte."

So fließen auch in der Stimmung der Briefe Daseinswonne und Sehnsucht und Wehmut und Schmerz über Vergänglichkeit und Vernichtung alles Erdenlebens ineinander. So trägt auch eine einzelne Briefstelle das getreue Gepräge der Persönlichkeit.

Bei aller Gefühlsweichheit hat er sich doch tapfer und fest allezeit behauptet. So schreibt er einmal: „Vorwärts ruft uns das Leben zu, es schenkt uns nichts. Man darf nicht in Erinnerungen

schwelgen, wenn man für das Leben noch etwas leisten will."

So innig Storms Familiengefühl und so stolz er auf die Überlieferung war, die von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzt, so fühlte er sich doch immer als Bürger eines Gemeinwesens, als Genossen eines Volksstammes und verkehrte von Kindheit an gerne mit schlichten Leuten. Hans Räuber, der Volksschüler, Lena Wies, die Bäckerstochter, der Drechsler, bei dem er dessen Handwerk lernte, und die Hademarschener Dorfleute, unter denen er seine letzten Jahre verbrachte, sie alle waren ihm lieb und wert. Sein friesischer Unabhängigkeitssinn bäumte sich gegen jedes im Blute gesuchte Vorrecht auf, und so galt sein Haß — neben der Kirche — dem Adel, dem anmaßenden Junkertum, dem überheblichen Bürokratentum. Das schließt natürlich Ausnahmen nicht aus; in Heiligenstadt verkehrte er vorwiegend mit Adligen, aber es war mit diesen wie mit geschichtlichen Verhältnissen der Vergangenheit: er fand nur eine persönliche Stellung zu ihnen, wenn sie ihm allgemein menschlich bedeutend und wertvoll waren. Nur wenigen Adligen aber gegenüber gewann er eine so stark vertrauende Zuneigung wie zu dem Landrat von Wussow. Von einem seiner ältesten Freunde, Graf Ludwig Reventlow, schied ihn doch immer eine gewisse kühle Schicht, über die hinüberzukommen ihm nicht immer ganz gelingen wollte.

Man könnte vielleicht philisterhaft fragen: Wie lösen sich denn alle diese Widersprüche und Rätsel dieser so feinfühligen und schwerblütigen Persönlichkeit?

Storm bangt vor der Fülle Vergangenheit, die in sein Leben sich drängt, und schwelgt doch in seliger Erinnerung; er klammert sich an jeden Tag, nimmt wehmütig jahrzehntelang Abschied von der Jugend, immer aber noch einen möglichst weiten Abstand von des Weges Ende erhoffend, und doch haßt er das Altern. Nichts liegt ihm ferner als das Wort, das von Goethe und Bismarck und Blücher gilt: „Ihm blühet das Alter wie greisender Wein". Er bekennt, eine elastische Natur zu sein und von all den lebensfeindlichen Elementen (wie Resignation, Sorge, Melancholie) so leicht nicht sich unterkriegen zu lassen, und gibt sich doch mit Wollust der Schwermut hin. Das Gespenst des Todes grinst ihn unablässig an, und doch ist es ihm innerste Überzeugung: „Auch die Vernichtung ist was wert".

Es klingt so wehmütig: „Wär' ich nur hier nicht gegangen im Mai, Leben und Liebe wie flog es vorbei!" Und das andere: „Heute, nur heute bin ich so schön! Morgen, ach morgen muß alles vergehn." Und es klingt wieder so tapfer und mutig: „Wer je gelebt in Liebesarmen, der kann im Leben nie verarmen!" Oder das andere: „Begrabe nur dein Liebstes! Dennoch gilt's Nun weiter leben; — und im Drang des Tages, Dein Ich behauptend,

stehst bald wieder du!" Oder gar das Lied von der Welt, der schönen Welt, die „gänzlich unverwüstlich", und von dem Herzen, das „gar nicht umzubringen"!

Ihren Lieblingen geben die Götter alle die unendlichen Freuden und alle die unendlichen Schmerzen ganz.

Eine selig-unselige Himmelsgabe ist ein gefühlvolles Herz. Eine Künstlerseele, zumal eine nordisch-grüblerische Seele, ist voll Unruhe, voll Kampf und Zwiespalt. Doch was trotz alledem die Einheit in diesem Dichtergemüt schafft, was die Wurzel dieser in sich gefestigten Persönlichkeit bedeutet, das ist die Weltliebe und der Lebenswille („Nur leben! Leben!"), das ist jener tragische Humor, der alle Bitternisse siegreich überwindet und die Dissonanzen in Harmonien löst, und das ist jener Schaffensdrang und jene Schaffensfreude, die alles Denken und Fühlen durchglüht und durchsonnt.

So sorgenvoll und schmerzenreich solch Künstlerleben ist, so selig und sicher in sich und in seinem Heimatboden festgewurzelt ist doch solch Dichtergemüt, wie wir es in Storm lieben und verehren. Wohl hat auch er sein ganzes Leben hindurch kämpfen müssen, um sich selbst in seinem Künstlertum zu behaupten und um die Seinen vor Not und Entbehrung zu schützen. Aber er hat auch die Süße der Frauenliebe und das Beseligende eines glücklichen Familienlebens bis zum letzten

Atemzuge genossen. Ihm erschloß die Natur ihre geheimsten Stimmungsreize, ihm gewährte die Musik unaussprechliche Genüsse. Er durfte sich nicht nur der Freundschaft der Besten seiner Zeit rühmen, sondern fand auch, wenn gleich spät, jene Anerkennung unter den Gebildeten seines Volkes, nach der er sich so lange schmerzlich gesehnt hatte. Er wurde nicht müde, in klarer Erkenntnis seines künstlerischen Wertes und seiner ebenso feinnervigen wie leidenschaftlich bewegten Charakteranlage an sich selber zu arbeiten.

Er hat nicht vergeblich gerungen mit allen Dämonen in seiner Brust und nicht vergeblich gelebt. Er lebt auch heute noch. — —

Isolde Kurz kennzeichnet im „Gedenkbuch" sein Wesen mit folgenden knappen, scharf umrissenen Zeilen:

Still und versonnen,
Sippeversponnen,
In innigem Gedenken
Bei Großmutterschränken,
Doch nimmer scheuend vorm Lebensbronnen.
Kein feuriger Renner,
Des Zarten und Leisen Bekenner:
So steht er blühend, im Marke gesund,
Auf schmalem, doch eigenem erdeduftendem Grund.

Theodor Storms Künstlertum

1. Kunstkritiker und Lyriker

In seltenster Weise vereinigte sich bei Storm der kritische Kunstverstand mit dem schöpferischen Kunstvermögen. Er hat in kritischen Aufsätzen*), in den Vorworten zu seinen Anthologien**) und in Briefen an Brinkmann, Kuh, Keller, Eggers und Heyse sich klar und deutlich über seine Auffassung von Lyrik und Lyrikern ausgesprochen***).

Storm findet die eigentliche Aufgabe des lyrischen Dichters darin, eine Seelenstimmung derart im Gedicht festzuhalten, daß sie unmittelbar auf den empfänglichen Leser übergeht und von ihm nachgeschaffen wird. Und das wird nur erreicht, wenn sich die individuellste Darstellung mit dem allgemeingültigsten Inhalt zusammenfindet. Und wie jetzt seit Wilhelm Diltheys schönem und tiefem Buche der Begriff „Erlebnis" zum Schlagwort geworden ist, vor allem im Sinne dessen, was Goethe „Gelegenheit" nennt, so stellt auch Storm schon in seinem ersten kritischen Aufsatze die Forderung auf, es müsse bei einem lyrischen Gedicht nicht allein,

---

*) Vgl. Teil XIV, S. 42.

**) Ebenda S. 76.

***) Ich suchte besonders auf Goethes und Storms Anschauungen eine Ästhetik des lyrischen Gedichtes aufzubauen in dem Buche: „Lyrische Dichtung und neuere deutsche Lyriker", 1896, Wilh. Hertz, jetzt Cotta, Berlin.

wie im übrigen in der Poesie, das Leben, nein, es müsse geradezu das Erlebnis dessen Grundlage bilden; so seien die besten Gedichte immer unmittelbar aus der höchsten Gefühlserregung mit dem schlagendsten Ausdruck geschrieben worden, und so seien auch diejenigen Lieder Goethes von unsterblichster Wirkung, die nachweislich unter der Herrschaft des Momentes entstanden seien.

Vor allem wendet sich Storm gegen das willkürliche und massenhafte Schaffen lyrischer Gedichte, das auf einem gänzlichen Verkennen des Wesens der lyrischen Dichtkunst beruhe; den echten Lyriker werde sein Gefühl von selbst zum Schaffen nötigen und, wenn es das höchste Maß von Fülle und Tiefe erreicht habe, wie mit Herzblut alle einzelnen Teile des Gedichtes durchströmen; jene künstlerische Fähigkeit*), die Stimmung, die Gefühlsatmosphäre, aus welcher das Gedicht entsprungen sei, auf den Leser zu übertragen, ruhe zunächst darin, daß jedes Wort in dem eigenen Herzen oder der eigenen Phantasie des Dichters seine Wurzeln habe, so daß die Phrase, das bloße Überkommene vermieden werde. Der Dichter-Kritiker findet die Wirkung des Gedichtes aber nicht nur in dem geistigen Gehalte der Worte,

*) Aus dem Konzept eines Briefes an Goedeke, von mir mitgeteilt im Neuwieder Progr. 1909, jetzt in den vermischten Aufsätzen „Pädagogik und Poesie“ III, S. 68. Vgl. „Briefe an die Freunde“ S. 50.

sondern auch in ihrem Klange, in der Art der Satzbildung, des Wechsels ein- und mehr-, gleich- und ungleichsilbiger Worte, des Konsonanten- oder Vokalgehaltes der einzelnen Silben oder Reime, in ihrer Flüchtigkeit oder Schwere, ferner in der Assonanz und Alliteration und anderem Unberechenbaren, Ungreifbaren, denn mit dem Rhythmischen und Musikalischen verbinde sich auch Innigkeit, Seele. Diese Kunst (seelischer Klangwirkung) ist mehr als die Sache des Talents, denn sie steht in engem Verhältnis zur dichterischen Persönlichkeit selbst. Davon ist die nur äußerliche, malerische, prosaische Form wohl zu scheiden, jene sogenannte schöne Form, die kein notwendiges, inneres Verhältnis zum Inhalt hat. Diese befehdet Storm am schärfsten, ihr namhaftester Vertreter und Meister war für ihn Geibel. So schreibt er im Mai 1851 an seinen literarischen Busenfreund Brinkmann*): „Nimm den Geibel zur Hand, lies alle Liebesgedichte durch, und dann nimm die ‚Sommergeschichten‘ (‚und Lieder‘ 1851) von mir, und dann entscheide dich, auf welcher Seite Kraft, Tiefe und Innigkeit des Gefühls und des Ausdrucks, mit einem Wort ‚Seele‘ ist, bei dem Dichter von Profession oder bei dem Dilettanten.“ Gewiß hat Geibel in seiner Weise auch nach dem Urteile Storms „höchst Anerkennenswertes geleistet“, aber ein Lyriker von

*) Briefe an die Freunde S. 17.

ursprünglicher Kraft ist er für ihn nicht; offen bekennt er dies auch Keller gegenüber*):

„Geibel den Menschen habe ich allezeit hochgestellt, den Dichter nur sehr bedingt anerkennen können; ich gebe nicht mein ‚Oktoberlied' für seine ganze Lyrik." Storm vermißt bei ihm die latente Leidenschaft; denn er verurteilt alle noch so wohllautende Lyrik, die weder aus einem Drange der Phantasie oder des Gedankens noch der Empfindung hervorgeht, sondern vielmehr aus der anmutigen Gewohnheit musikalischer Rhythmenbildung. So ergibt sich das Zwiegespräch:

Poëta laureatus (d. h. Geibel):

Es sei die Form ein Goldgefäß,
In das man goldnen Inhalt gießt!

Ein anderer (d. h. Storm, der Kritiker von 1854 bereits):

Die Form ist nichts als der Kontur,
Der den lebend'gen Leib beschließt.

Auch zu dem vielgerühmten Sprach- und Formkünstler Platen stellt Storm sich in Gegensatz**), indem er eine gröbere prosaische und eine feinere geistige Form unterscheidet; jene ist Sache des Verstandes, diese ist Sache des Gefühls, des Genies und überträgt die Bewegung des Herzens in frischer Unmittelbarkeit auf den Leser. Storms

*) Briefwechsel S. 198.

**) In dem Briefe an Brinkmann a. a. O. S. 37.

Ästhetik gipfelt darin*), daß er drei Faktoren der Poesie aufstellt: Geist, Phantasie, Gemüt und dementsprechend: Gedanke, Bild, Gefühl; diese drei müssen beieinander sein und einander durchdringen; erstes Kunstgesetz für den Lyriker ist die Ehrlichkeit und Ursprünglichkeit des Gefühls und die Einfachheit des Ausdrucks. Durch Kampf und Schmerz müssen die Stoffe zum inneren Eigentum gemacht werden, nur unter solchem Zwange des Erlebens tragen die Gedichte echte Einfachheit und den tiefen Naturlaut an sich.

Nicht minder gefährlich als die glatte, leere und hohle Form ist, nach Storms Kunsturteil, für die Lyrik die Phrase und die Rhetorik im Dienste der Reflexion; geistreiche Gedanken über die Liebe, noch so schön vorgetragen, ergeben noch kein lyrisches Gedicht, sondern nur ein Mittelding zwischen lyrischer und didaktischer Poesie; das echte Liebeslied muß vielmehr den Laut, den Duft, die Atmosphäre der Liebe**) in seinen Versen einfangen, so daß es uns beim Lesen mit unwiderstehlicher Gewalt der Ahnung oder Erinnerung, ohne Vermittlung des Denkens, überkommt. Pathos und Bilderkram, die das Gedankenhafte geradezu ohne die Erregung des Gefühls und der Anschauung darbieten, sind für Storm Tod der echten Lyrik. Am vollendetsten

*) Vgl. Brief an Friedrich Eggers S. 16.

**) Vgl. Briefe an die Freunde S. 52.

erscheint ihm das Gedicht, „dessen Wirkung zunächst eine sinnliche ist, aus der sich dann die geistige von selbst ergibt, wie aus der Blüte die Frucht. Der Gedanke muß durch das Gemüt und die Phantasie des Dichters seinen Weg genommen und dort Wärme und Farbe und Klang gewonnen haben“. Dem Dichter soll das Lied eine „Erlösung“, dem Leser eine „Offenbarung“ oder eine Genugtuung und Befriedigung bedeuten.

So ist Storm überzeugt, daß im kleinsten Liede sich die größte dichterische Kraft offenbaren kann, und wendet sich entrüstet gegen A. Meißners kecken Ausspruch:

Im Gartenteich wird nie ein Dichter scheitern,
Im kleinen Liede kein Poet erliegen.

„Gilt es dabei,“ entgegnet Storm, „auch nicht einen Berg zu versetzen, so gilt es doch eine Perle zu finden, und nur wenige Muscheln haben Perlen.“

Er war auch stolz darauf, daß er nur selten in seinen Gedichten den ersten Entwurf habe ändern müssen*); wo trotzdem Varianten von Bedeutung sind, ist es höchst lehrreich, den Gründen nachzugehen.

Storm weiß, wie ein pulsloser, ein tauber, leerer Ausdruck das ganze kleine Gebilde gefährdet oder

*) Einen Einblick in seine Werkstatt bietet uns Gertrud Storms Veröffentlichung einiger nach der Handschrift getreu nachgebildeter Gedichte: „Theodor Storm, Zum hundertsten Geburtstag“, Berlin, Curtius

vernichtet. „Die Kunst, zu sagen, was ich leide", ist nur wenigen gegeben; Storm findet sie bei den besten Lyrikern, wie Günther, Hölty, Goethe, Claudius, den er besonders hochstellt, und Uhland nur in seltenen Augenblicken.

Ganz fleckenlose und vollendete Gedichte wie Goethes „Freudvoll und leidvoll" und Mörikes „Früh, wann die Hähne krähn" sind dünn gesät. Ja, der scharfe Kritiker macht selbst vor Goethe nicht halt; er meint, teils seien dessen Lieder konventioneller als die Claudius', teils kämen sie über das ganz Persönliche und Gelegentliche nicht hinaus, oder man merke die Mühseligkeit und Kälte der Überarbeitung, und in den meisten sei weder die Empfindung noch die Anschauung besonders tief; freilich fügt er bei: „Alle diese Lieder zusammen, in einen Strauß gebunden, haben allerdings den frischen Duft der Jugend, zumal wenn man den Kommentar des Goetheschen Lebens im Gedächtnis hat; jedes einzelne für sich ist fast immer unbedeutend."

Wir sehen also, daß Storm im wesentlichen nur der Gefühlslyrik, dem Liedmäßigen*), wie es das Volk und wenige gottbegnadete Sänger übten, eine Daseinsberechtigung zuspricht. So fein sein Empfinden für das im engsten Sinne Lyrische ist, so

*) Vgl. „Im Volkston", „Elisabeth", „Lied des Harfenmädchens", „Die Nachtigall", „Waisenkind", „Verirrt", „Das Harfenmädchen".

unverlierbare Sätze er auch aufgestellt hat, so ist eine gewisse Einseitigkeit doch nicht zu verkennen; er wird weder Goethes Liedern gerecht, wenn er es ihnen zum Vorwurf macht, sie seien ohne Kommentar nicht verständlich — obwohl wir diesen im Herzen tragen —, noch auch seiner Gedankendichtung, seinen Hymnen und Elegien, in denen das Gedachte ebenso wie das Gefühlte und Geschaute zum echten Erlebnis wird und somit auch die ganz besondere Formgebung findet.

So ist es auch nicht zu verwundern, daß Storm den Neueren nicht den gebührenden Zoll des Wertes darreicht. Er findet bei Leuthold ein formell schönes Liederbuch (K. Br. 137), aber „ihm fehlt das ‚Tirili‘, der schmackhafte Herzschlag, mit dem auch die Lerche ihr Lied herausjubiliert und die Nachtigall es herausklagt; und wo der nicht ist, fehlt auch der volle Klang, ohne den ich keine Lyrik anerkenne“. Dabei ist er sich auch wohl gelegentlich bewußt (K. Br. 79), „in puncto“ Lyrik ein mürrischer, griesgrämiger Geselle zu sein, — ohne freilich den ernsten Versuch zu machen, sich anzupassen und umzulernen, sondern er wiederholt immer wieder: „Auch den Meistern glückt's darin höchstens ein halbes, allerhöchstens ein ganzes Dutzend mal!“ Und so urteilt er auch über C. F. Meyers Gedichte (K. Br. 163) lediglich unter dem Gesichtspunkte, ob es ein „Liederbuch“ sei oder nicht, und behauptet: „Ein Lyriker ist er nicht, dazu fehlt ihm

der unmittelbare, mit sich fortreißende Ausdruck der Empfindung oder auch wohl die unmittelbare Empfindung selbst. Sie muß bei ihm erst den Weg durch den Stoff nehmen, dann tritt sie oft überraschend zutage." Hier wird die Schranke der Stormschen Gefühlsästhetik besonders deutlich, die dem Neuen, das sich in Meyers symbolischer Stimmungslyrik ankündigt, nicht gerecht wird; diese läßt bei besonders wachem Kunstverstande das Gefühlserlebnis durch das Symbol, sei dies Vision oder Traum, sei es eine Landschaft oder ein plastisches Kunstwerk, oder sei es ein geschichtlicher Vorgang, hindurchgehen, ehe es Form wird; es ist höchste Scheu und Scham des Einsamen in solcher symbolischen Lyrik, die alles Erlebte in Bild, in Erinnerung und Sehnsucht taucht, alles Leidenschaftliche sänftigt, alles Laute beruhigt, alles Grelle dämpft*). Wie es sich bei seiner strengen Wahrheitsliebe von selbst versteht, ist Storm auch den nächsten Freunden gegenüber schonungslos. Und wenn er (K. Br. 185) bei Keller nur fünf „und etwa" noch eins wirklich als lyrische Gedichte und als seine Lieblinge gelten läßt, so hat dies „und etwa" den Alten, mit Recht, tief verstimmt.

*) Vgl. meine „Lyrische Dichtung und neuere deutsche Lyriker" S. 187—201, „Deutsche Literaturgeschichte" III, 349 f. Besonders scharf scheidet die gegensätzlichen Arten lyrischer Kunst Franz Ferd. Baumgarten, „Das Werk C. F. Meyers", München, Beck, 1917.

Auch Heyses Lyrik erscheint ihm (ebenda 198) „mehr vom Geiste als von der Empfindung aus geschrieben“.

Heyse selbst aber kämpfte, besonders im Sinne der C. F. Meyerschen Gedichte, die er hochstellte, tapfer gegen die Einseitigkeit des nordischen Freundes und schrieb mit vollem Recht (17. Juli 1882)*): „Der Lyrik ziehst Du doch wohl zu enge Grenzen, Liebster, wenn Du sie auf die Naturlaute der Seele beschränken willst. Es ist, als wolltest Du nur die Gewächse zu den Blumen rechnen, die Duft haben, wobei Georginen, Astern, Sonnenblumen, Kamelien und andere Kinder Gottes übel wegkämen, oder als Wein nur anerkennen, was eine Blume hat. Wieviel leidenschaftliche Konfessionen starker und tiefer Herzen klingen durch die Welt und rühren an unser innerstes Empfinden, ohne daß man jenes ‚Tirili‘ in ihnen zu entdecken vermöchte! Der ganze Byron! Und von unseren eigenen Größten soviel Unvergängliches, das wie ein intimes Selbstgespräch zwischen Betrachtung und Gefühl in der Mitte bleibt.“ Storm lenkt denn auch ein wenig ein**): „Ich fasse, was ich von der Lyrik im weiten Sinn verlange, auch nicht so eng, als wozu mein etwas kleinlicher Ausdruck verleiten konnte; aber, was die Lyrik im engsten Sinne erfordert, daß die Empfindung die Arbeit ganz be-

*) Briefwechsel II, 44, ebenso S. 108.

**) Briefwechsel II, S. 46.

herrsche, das muß ich auch bei der im weitern Sinn verlangen." Wie Keller bat auch Heyse den Freund um eine Durchsicht und Prüfung seiner Gedichte für eine engere Auswahl, und Storm machte sich daran, obwohl er (2. April 1884) gesteht*), „die Lyrik auf eigene Faust" sei nicht Heyses Sache, es scheine ihn nur selten gedrängt zu haben, eine Summe der Empfindung auf einmal und ein für allemal lyrisch auszuprägen; seine Lyrik sei da am stärksten, wo sie sich mit dem Epischen paare, und wenn das Leben ihn speziell recht arg gepackt habe, wie in den Kinderterzinen. Heyse nahm dies strenge Urteil nicht so tragisch wie Keller, sondern erwidert**), er wolle gar nicht mit dem höchsten Maßstabe der absoluten Lyrik und an Goethes Muster gemessen werden; „das Kriterium kann doch nur sein, ob etwas in seiner id est in meiner Art rein herausgekommen ist; ich sammle meine Gedichte, nicht meine Lyrik." Und Storm schließt die Debatte mit den Sätzen ab***): „Daß eine Menschenseele ihr Innerstes rein und voll ausspricht, das verlange auch ich nur; nur noch eins dazu, die Menschenseele soll, wenn sie das tut, nicht sein, wie sie heut oder morgen, sondern wie sie in den höchsten und tiefsten Momenten des Menschenlebens ist, die ziemlich selten vorkommen ..."

*) Briefwechsel S. 98. **) a. a. O. S. 100.
***) Briefwechsel S. 109.

Storm wäre nicht ein so strenger und im tiefsten Grunde echter und zuverlässiger Kritiker gewesen, wenn er sich nicht selbst im Besitze der hohen und seltenen lyrischen Kunst hätte wissen dürfen. Er übte schärfste Selbstkritik, wie sie bei Lyrikern so überaus ungewöhnlich ist. Er ließ unerbittlich fallen, was ihm aus früherer Zeit nicht gelungen, was unselbständig und unreif schien. Er schreibt an Eggers (S. 20): „Mein zweites Buch Gedichte bildet eigentlich einen Anhang, und wie die Bezeichnung ‚Ältere Gedichte‘ besagen soll, enthält es meist noch ‚Schulbilder‘, von denen ich die meisten wohl lieber nicht hätte drucken sollen.“ So äußert er sich auch an K. E. Franzos hinsichtlich „Jugendlieder“, zu deren Veröffentlichung er für sein Teil sich nicht entschließen könne. So ist denn die gesamte Ernte eines Großen unter den Lyrik-Meistern nur ein schmales Bändchen. Aber es sind daher auch nur reife Ähren darin zusammengebunden.

Storm bekennt in einem Briefe an Kuh (29.XI.74): „Ich bin eine ziemlich urwüchsige Natur, wenn ich auch meine Vorgänger so wenig verleugnen kann als Mozart den Cimarosa.“ Er hat nie verhehlt, wie viel er in seinen Anfängen Heine und besonders Eichendorff, später auch Mörike verdanke; er machte einen klaren Einschnitt zwischen der Zeit, wo er noch auf Eichendorffs Waldhorn blies, und jener, wo er eigene Töne fand. Schon früh rückten

ihn die Kritiker an Mörike heran. So K. Goedeke, als die „Sommergeschichten und Lieder" 1851 und „Gedichte" von Th. Storm 1852 (Kiel, Schwersche Buchhandlung) erschienen. So schrieb auch Hartmut Brinkmann im Hamburger Correspondenten 7. I. 53*), es klopfe in dem Dichter jenes echt deutsche, allem Menschlichen offene Herz, das sich in das Wesen der Dinge versenke und wieder eine ganze Welt in die Dinge hineintrage, sie dort ausbaue und seine eigenste Heimat in der selbstgeschaffenen Welt finde. „Die meisten Lyriker, und unter diesen auch Geibel nur zu häufig, helfen sich, wenn die Offenbarung ausbleibt, mit der Routine und der Phrase, und unsere Zeit der Phrase meint dann an ihren Liebessophisten Liebesdichter zu haben ... Wahre Dichter aber, z. B. Mörike und unser Storm, finden nur in kleinen Kreisen Anerkennung. Dieser Dichter ist ein echter Merkstein deutschen Wesens in dem jetzt bestrittenen schleswigschen Lande." Als Fontane ihn zwischen Heine und Mörike stellen möchte (1853), gibt Storm ihm recht — „im übrigen sans comparaison mit diesen beiden großen Lyrikern — und wenn ich auch mit Mörike die Freude am Stilleben und Humor, mit beiden annäherungsweise die Simplizität des Ausdrucks gemein habe, so rückt mich doch die große Reizbarkeit meiner Empfindung wieder näher an Heine."

*) Vgl. Briefe an die Freunde S. 55.

Storm selbst hielt Mörike in dem „wunderbaren Zusammenhang" von Tiefe des Gedankens und Tiefe des Ausdrucks ganz unerreicht, Goethe nicht ausgenommen*). Wilhelm Jensen geht freilich etwas zu weit mit seinem Urteil (S. 507): „Storms Gedichte bilden weder einen Nachklang noch besitzen sie einen Anklang an irgend etwas Vorhergegangenes. Sie sind nur ihm eigen und so eigenartig wie diejenigen Goethes und Heines, Mörikes und Eichendorffs. Dem noch für echte Poesie Empfänglichen werden sie von keinem anderen überboten, bleiben ihm ein unverlierbarer Besitz". — Doch neuere Kritiker urteilen anders: Harry Maync spricht in seiner gewiß vortrefflichen Einleitung zu Mörikes Gedichten mir zunächst ganz aus dem Herzen mit dem Satze: „Der Stammbaum unserer größten Lyriker führt sicher von Goethe über Mörike zu Storm", fährt aber dann einschränkend fort: „So quellfrisch wie die Mörikes, an der sie sich bewußt geschult hat, ist die Lyrik Storms doch nicht. Sie ist doch nicht ganz Lyrik aus erster Hand. Goethes geniale Naivität ist bei ihr versetzt mit einer, wenn auch geringen Portion Heinescher Bewußtheit und Geibelscher Süßlichkeit." Dies Urteil**) würde Storm als ein Todesurteil

*) An Mörike S. 12 (12. Juli 1853), ebenso am 3. Juli 53 an Eggers.

**) Im Septemberheft der „Preußischen Jahrbücher" (1917) habe ich es ausführlich widerlegt.

gegen sein lyrisches Schaffen erschienen sein. Es trifft den Lebensnerv. Jedoch, es ist, wie sich leicht zeigen läßt, ungerechtfertigt.

Wir sahen: Gerade die Unbewußtheit gegenüber der Bewußtheit, die Unmittelbarkeit des Empfindens und der Anschauung gegenüber der Vermittlung durch das Denken oder durch den Stoff oder durch die schöne Form, ferner die Naivität oder „Geradezuheit“ des Gefühls (bei Claudius), die ins Wort überströmt und den Leser gewinnt, die „warme unmittelbare Leibhaftigkeit“ (bei Mörikes „Turmhahn“), die Tiefe des Augenblicks-Erlebens (bei Goethe u. a.) sind für Storm die Grundforderungen des echten lyrischen Schaffens. Sollte er nun wirklich hinter seiner Theorie soweit zurückgeblieben und den eigenen Schöpfungen gegenüber taub und blind gewesen sein? Er bekennt Mörike: „Sobald ich recht bewegt werde, bedarf ich der gebundenen Form. Daher ging von allem, was an Leidenschaftlichem und Herbem, an Charakter und Humor in mir ist, die Spur meist nur in die Gedichte hinein.“ Und jedes Gedicht ist für den Willigen und Empfänglichen dafür sprechender Beweis.

Was Mörike und Storm verbindet*), ist nicht nur der Zug zum Idyllischen, nicht nur der feine

*) Ich habe schon früh zu Lebzeiten Storms beide Dichter miteinander verglichen; jetzt sind die Aufsätze in „Pädagogik und Poesie“ I, 235 f. neu abgedruckt.

Natursinn, sondern vor allem die Empfänglichkeit für das Märchenhafte, Ahnungsreiche, in der Seele Dämmernde, „das Belauschen der verborgensten Quellen der Natur und des Lebens"; sie sind Lyriker auch im Sinne des Volksliedes und Goethes*). Mörike ist noch mystischer in seinem Naturgefühl als Storm, und gar manches trennt auch sonst beide selbstverständlich scharf voneinander, zumal sie eben Charakterköpfe für sich sind. Als Kuh in einem Aufsatze beide miteinander gemessen hatte, verwahrte sich Storm bei aller Zustimmung doch gegen dies Vergleichen (29. XI. 74): „Es ist gefährlich, eine Persönlichkeit dadurch darzustellen, daß man sie mit anderen vergleicht, an ihnen mißt, eine Größe aufzustellen, ringsherum schöne Partien abzuschneiden und dann zu sagen: was noch bleibt, das ist nun Er!" Mannhaften Einspruch erhebt er gegen die Behauptung, daß nicht die stärksten und die höchsten Bewegungen der Seele durch seine Gedichte stürmten, daß doch eigentlich der

*) Wie jene beiden gehört Storm zu den Lyrikern, deren Gedichte am meisten vertont wurden: man zählt bei Storm 35 Gedichte in 628 Vertonungen. Obenan steht „Schließe mir die Augen beide" mit 76, „Das macht, es hat die Nachtigall" mit 67, „Meine Mutter hat's gewollt" mit 55, „O, laß mich nur von ferne stehen" mit 45 usf. Eine eigene Komposition von Storm hat man aufgefunden, vgl. Leop. Hirschberg, „Th. Storm als Komponist" in Friedrich Düsels „Gedenkbuch zu des Dichters 100. Geburtstage", Braunschweig, Westermann, S. 148.

volle Herzton in seiner Lyrik nicht so recht herauskomme. „Ich glaube, nicht bloß die sinnige Weise, sondern eben auch die Energie der Begeisterung und des Charakters in meiner Lyrik zu haben. Wo findet z. B. das Heimatsgefühl einen zugleich so poetischen und so starken Ausdruck wie in dem Gedichte „Abschied"? — Er hebt hervor, von der letzten Zeile in „Ostern": „Das Land ist unser, unser soll es bleiben" sagte jemand, es sei, als wenn tönender Glockenschlag plötzlich ins Ohr schlüge; er erinnert an Zeilen — „Hör' mich! — denn alles andere ist Lüge — Kein Mann gedeihet ohne Vaterland!", an das „Oktoberlied", „Für meine Söhne", „Ein Sterbender", an seine politischen, d. h. mit voller Glut des Erlebens hingestellten Lieder — z. B.:

Es steigt die Flut; vom Ring des Deiches her
Im Abendschein entbrennt der Wasserspiegel;
Ihr schlafet schön! Das heimatliche Meer
Wirft seinen Glanz auf euren dunklen Hügel.
Ihr aber, denen ohne Trommelschlag
Durch Feindeshand bereitet ward der Rasen,
Hört dieses Lied und harret auf den Tag,
Daß unsre Reiter hier Reveille blasen!

„Das sind klangvolle, wuchtige Verse, starke Herztöne, die weder Heine noch Mörike haben; die sich weder in sich zurückschmiegen, noch von denen man sagen kann, daß sie sich mit einem bescheidenen Glanze begnügen müssen. Mir ist,

als dröhnten diese Verse wie Erz." Und er fährt fort: „Wie meine Lyrik der Ausprägung des Charakters dient, zeigen auch die kleinen Sachen: ‚Und war es auch ein großer Schmerz,' ‚Zweifel', ‚Es gibt eine Sorte' usw." Er bedauert besonders, daß Kuh die starke Seite seiner patriotischen Lyrik, die doch kaum ihresgleichen habe — mit seiner „sinnigen Natur" übersehe.

Und wahrlich, es ist unschwer, in Storms Lyrik, ob sie nun die Natur in ihren Kreis zieht, ob sie in den Liebesliedern so vieltönig ist wie das Menschenherz selbst, ob sie der männlich stolzen, charaktervollen Gesinnung Ausdruck leiht, Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit aufzuweisen. „Tiefstes Selbsterleben ist das Wesentlichste!" Das war der grundlegende Satz für seine Kritik und für sein eigenes Kunstschaffen, und so streng seine Kunsterkenntnis, so reich und reif war auch seine Dichtung selbst. Sie ist Gelegenheits-, sie ist Erlebnis-Dichtung im Goetheschen Sinne des Wortes. „Meine Gedichte habe ich nicht gemacht, sie waren da", sagte er. Storm schält den Goldkern des Erlebten aus den Schalen heraus, um ihn ganz rein und frei von allem Alltäglichen und Vorübergehenden zu gestalten. Er schöpft aus den Tiefen unmittelbaren lyrischen Empfindens*).

*) Vgl. meine „Lyrische Dichtung" a. a. O., Herm. Binder, „Th. Storm als Lyriker", Leipzig, Hesse & Becker; Walther

Doch auch ihm fiel solche Meisterschaft nicht mühelos zu. Für die Entsiegelung des eigenen Talentes war Heines „Buch der Lieder" das folgenreichste Erlebnis. Wie er an Freund Brinkmann schreibt, ist Heine für ihn der erste aller deutschen lyrischen Meister. Und so spüren wir auch in den noch so jugendlichen Versuchen der Frühzeit (1836—43), die uns das „Liederbuch dreier Freunde" und die Zeitschriften „Argo" und „Europa" und das „Gedenkbuch" aufbewahrten und die er selbst später größtenteils verwarf, den Einfluß Heines; erst in zweiter Linie steht Eichendorff. Die einen sind Übungen über ein allgemeines Thema, sei es die Liebe als Talisman oder als Quelle des Glücks oder des Schmerzes, sei es selige Erinnerung oder bitteres Sehnen, Heimweh oder Wiedersehn oder Vergänglichkeitswehmut; manche haben etwas Romanzen- und Balladenhaft-Schauervolles mit Träumen und Visionen. Wer „Herbstnachmittag" an Heines unvergleichliches Lied „Wir saßen am Fischerhause" heranrückt, spürt die Nachbildung; auch sonst blitzt des Meisters feiner Witz in Spott und Ironie hindurch. Anderseits spüren wir auch schon die Fähigkeit, mit wenigen Strichen ein Bild zu zeichnen, wie das der liebeglühenden Jüdin in dem „Hohen Liede", das in kühner Metaphernpracht

---

Herrmann, „Th. Storms Lyrik", Leipzig, Voigtländer 1911; Julius Bab, „Storm und die Lyrik" in Düsels „Gedenkbuch".

noch prunkt, die er später bewußt meidet. Doch das Wichtigste schöpft der junge Dichter aus dem eigenen Erleben, und es fügte sich wundersam, daß es, wie bei Heine, zum Entsagen verurteilte Liebe in sich schloß („Junge Liebe", „Bettlerliebe" u. a.). Wohl überwiegen auch hier noch Anklänge, und der junge Sänger ist noch zu wortreich, auch wohl schwülstig, aber Neckisches und Schelmisches eigener Erfindung lugt schon hervor („Rechenstunde", „Vierzeiler", „Lockenköpfchen"), und dann grüßt uns plötzlich mit dem echten süßen Dufte Stormscher Gefühlsinnigkeit und Verträumtheit wie ein liebliches Wunder das so scharf und so zart gezeichnete Momentbild „Dämmerstunde". Das ist nicht mehr Nachbildung, sondern eigenstes Erleben und Empfinden. Wie hier kündet sich auch sonst wohl Kommendes und später Vollgereiftes an, wie in „Weihnachtabend", das in so bezeichnender Weise das erste Gedicht Storms im „Liederbuch" war; auch „Das Harfenmädchen" mit den einst so leuchtenden und jetzt so dunklen Märchenaugen bietet uns ein Vorspiel zu „Immensee" mit den düsteren Zeilen „Heute, nur heute bin ich so schön"... Und wer das Werden eines jungen Genius belauschen will, der vergleiche die Zeilen „Nachts" und ihre noch lose flatternden Akkorde mit dem späteren „Zur Nacht" und die Versuche im Märchen („Goldriepel", „Tannkönig") mit einer der kostbarsten Perlen Stormscher Lyrik „In Bule-

manns Haus". Unbewußt klangen wohl Goethes „Eckart" und „Hochzeitlied" in Ton und Stimmung nach, die geweckt wurden durch Schiefertafelbilder zu deutschen Kinderliedern*), aber ein ganz Neues entstand, entzückenden Wohllaut mit anmutigstem Inhalt verbindend. Man spürt, daß er beim Dichten das Gefühl quellender Behaglichkeit hatte, daß der Verstand nur ganz leicht und bequem über das wachsende Phantasiebild die ordnende Hand zu halten hatte**); das Einsamkeitsgefühl, das in leeren, von verschollenem Leben zeugenden Räumen uns beschleicht, gewinnt hier Gestalt; unmerklich verkörpert sich — wie Brinkmann hübsch ausführt***) — dem Dichter die eigene, in diese Einsamkeit bis in die alten, unheimlich einsamen Spiegel sich versenkende Seele zu dem lieblichsten Kinde, das nun das ganze Gelüste des Alleinseins, aber doch nicht das Rätsel dieses Gelüstes erschöpft; man ist von der Wahrheit der Dichtung ergriffen, und doch bleibt sie rätselhaft — es ist ein Stück anderer Welt. —

Dies Gedicht atmet Ruhe, d. h. die volle Beherrschung der Ausdrucksmittel, und jene tiefe romantische Innerlichkeit, die ihn mit Eichendorff verbindet, zumal beim Zauber der Nacht mit ihren

*) An Kuh 22. XII. 1872. Gedenkbuch S. 169.
**) An Brinkmann, Briefe an die Freunde S. 39.
***) Ebenda S. 57.

Sternen. Die Gedichte der Frühzeit zeigen uns wohl, daß der Dichter sein Herz entdeckt hat, aber die heimische Natur fehlt noch; Möwe und Käuzlein haben nur symbolische Bedeutung; die Landschaft vermißt man. Anders ist es in den Gedichten, die dem „Liederbuche" folgten. Wohl ist die Entwicklung Storms, wie bei nordischen Menschen überhaupt, langsam und spät, und die rein lyrische Periode, wie bei allen Meistern, nur kurz; sie drängt sich in das Jahrzehnt von 1844 („Frühlingsnacht") bis 1854 zusammen. Was den stärksten Liederstrom entfesselte, war die Leidenschaft für Dorothea; in Potsdam und Heiligenstadt versiegte er*); erst der Schmerz um Constanze sprengte wieder den Bann und ließ die Quelle wieder rauschen.

Storm band den Strauß seiner Liederblüten mit bewußter Kunst zusammen**). Natur und Heimat können wir die erste Gruppe überschreiben. An die Spitze seiner gesamten Lyrik stellte er sein „Oktoberlied"; Geibels ganze Gedichtsammlung wollte er nicht dafür eintauschen. Von politischen Stimmungen sollte es ihn befreien und tat es durch den Ausdruck der Überzeugung, daß die echte Kraft der Persönlichkeit siegreich aller Unbill der Welt gegenüber besteht und daß ein fröhliches Herz über die absterbende Natur triumphiert und Herbstes-

*) An Mörike 3. II. 59: „Lieder schreibe ich nicht mehr".

**) Vgl. Band I meiner Ausgabe. Leipzig, Hesse & Becker Verlag.

wehmut in Frühlingsgewißheit umwandelt. — Eine in Sommerglanz verträumte Heidelandschaft zeichnet „Abseits"; das sommerwarme Gefühl der Julimittagseinsamkeit überkommt uns*), „es ist so still", und doch lebt und webt um die Stätte des Todes, um die Grabmale uralter Helden geheimes Naturleben; alle Sinne erfassen etwas, und der Mensch selbst ist nur ein Stück der Natur; diese zerstört Leben und weckt wieder neues Leben. — „Wie in der Heimat klingen diese Glocken" aus stiller Kinderzeit . . . „da kniet' ich froherschrocken" singt Eichendorff; so senkt der Weihnachtsmythus mit seinem Wunder den Dichter in kindliches Staunen, in frommes Selbstvergessen: „Weihnachtslied". — Die verschlafene Stille, in der selbst der Hauskobold im Duft des Heus einnickt und das Mägdlein sich zum Müllerburschen schleicht, malt mit schelmischem Humor „Sommermittag". — Heimatliebe durchweht das Gedicht „Die Stadt"; mag sie in ihrem einförmigen Grau, in Nebel und Abgeschiedenheit, ohne Waldesrauschen und Vogelgesang noch so reizlos scheinen, sie ist durch die Erinnerung der Kindheit wie durch ein Sonnenlächeln geweiht. — Eine Vision des Heimwehs bietet „Meeresstrand": die Stille der Natur, nur von wenigen geheimnisvollen Stimmen aus der Tiefe unterbrochen, weckt im Grunde der Seele sehnsüchtiges Erinnern auf.

*) An die Freunde S. 54.

In diesen Gedichten wird nicht Matthissonsche Naturschilderung, sondern wirklich aus dem Herzen quellende Naturempfindung gegeben, die ihren unmittelbaren Ausdruck findet. Ganz Anschauung (Bild) und ganz Seele (Stimmung) muß auch das Naturgedicht sein, nicht Aufzählung (sogenannte Malerei), aber auch nicht Rhetorik und Reflexion, von denen die letzten Zeilen des Gedichtes „Die Stadt" nicht ganz frei sind. —

Eine Reihe von Liedern schließt sich in dem Charakter des Volksliedmäßigen und Märchenhaften zusammen, bald an die Waldespoesie Eichendorffs, bald an Matthias Claudius („Der Wald steht schwarz und schweiget") leise anklingend. In der Waldeskönigin verkörpert sich alles Liebliche und Feierliche der Bergeshalde; der Schmerzenslaut verkaufter Liebe und zertretenen Glückes durchklingt „Elisabeth" und das „Lied des Harfenmädchens", das ein leidenschaftliches Gefühl ebenso erschütternd zur Anschauung bringt wie Mörikes „Lied der Einsamen"; es ist wie ein Hauch, wie ein Seufzer. Jubelnd und lachend, hallend und schallend auch im Reim (wie Uhlands „Glück von Edenhall") setzt das Gedicht „Die Nachtigall" — wie Mörikes „Liebesvorzeichen" — Blüte und Mädchenherz in Vergleich. Und was ein solches empfindet, läßt sich nicht im Briefe schreiben („Im Volkston"). — Wie das Heidekind „Regine" nicht in die rauhe kalte Welt der an-

deren Menschen hineinpaßt, so wird „Ein grünes Blatt“ zum Sinnbild verklungener Jugend.

Wieder bildet eine Blütenfolge von Liebesliedern einen Strauß für sich: „Weiße Rosen“ bis „Du schläfst“; sie knüpfen noch an die Liebe zu Berta v. Buchau an; doch die den Kern bilden, die entstammen der heißen, ebenso verwirrenden wie beglückenden Liebe zu Dorothea Jensen. Nur „Weiße Rosen“ und „Lose“ wenden noch das Persönliche ins Allgemeine, die anderen sind frei von Reflexion und atmen den Duft, ja die heiße Glut der Liebesleidenschaft. — Storm empfand das Lied „Wohl fühl' ich, wie das Leben rinnt“ allezeit als eines seiner innigsten Bekenntnisse. Er sah in der engen Verkettung von Genießen und Vergehen die tiefe Tragik des Menschenseins; der gegenwärtige Augenblick ist da und doch schon nicht mehr da; das Vergangene kann man nicht wieder gewinnen, das Zukünftige noch nimmer greifen, und doch klammert sich das Herz liebebedürftig an das Glück der Stunde, als könnte es beharren. „Es ist,“ schreibt er an Brinkmann*), „in der menschlichen Natur begründet, in der das Gefühl der Endlichkeit mit der Unendlichkeit kämpft, daß uns gerade im Augenblick und auf dem Gipfel des vollsten Lebensgenusses das Gefühl des unvermeidlichen Endes mit ungeheuer-

*) Briefe an die Freunde S. 54.

stem Schmerz anfällt." Dieser Gedanke durchzittert immer wieder seine Dichtung. — Ein Momentbild leidenschaftlicher, schwüler Empfindung voll Glut der Eifersucht bietet „Hyazinthen". Der stille nächtliche Garten mit den üppig duftenden Blumen und der helle Festsaal mit den tanzenden Paaren, der einsam Liebende und die von anderen umdrängte Geliebte bilden scharfe Gegensätze; auch der sprachliche Wohllaut in dem kontrastierenden Spiel und Wechsel der Vokale macht dies Gebilde zu einem der reizvollsten Stormscher Lyrik. — Heiße, werbende Sinnlichkeit sprüht, allen Verzicht zurückdrängend, in den Zeilen: „Du willst es nicht in Worten sagen". Poetischer und zarter läßt sich das Gewagteste nicht ausdrücken. Hier wird die Schale zum Sinnbild der Liebe; der volle Trunk aus ihr schafft Erlösung und Seligkeit. In der „Dämmerstunde" webt beglückende Ruhe des Besitzes, des sicheren Gefühls zu lieben und geliebt zu werden; traumumwoben sinken die Augen der Liebenden ineinander, bis sie „berauscht der Seele Atem trinken". Hier findet der Dichter eine seiner kostbarsten Metaphern; die Seele wird zum Kelch, gefüllt mit Liebesempfinden. Die zarten Linien der „Frauenhand" werden — wie in „Immensee" — mit dem liebeskranken Herzen in Beziehung gesetzt. Wehmütige Abschiedslieder schließen diese Liederreihe. — Einen Einschnitt in den Liebesgedichten und eine Sonderstellung in

Storms Lyrik überhaupt bezeichnet „Geschwisterblut“*). Es ist die einzige Romanze in dem Buche; sie behandelt, wie der „Gregorius auf dem Steine“ von Hartmann von Aue, die unselige Bruder- und Schwesterliebe; mit ihr wollte Storm Kuglers ballada incestuosa, die im „Tunnel“ vorgetragen war, ausstechen; sie rief ein stürmisches Für und Wider hervor**), und Storm selbst gab sich Mühe, sie zu rechtfertigen, bekannte aber hernach doch selbst***), der Stoff sei kaum berechtigt, die Sitte sträube sich dagegen, der Schluß sei ganz heidnisch und ganz innerhalb der Leidenschaft; Tiefe und Innerlichkeit müsse man wenigstens der Behandlung lassen. — Zart und innig ist „Mondlicht“, mag es auch an Goethes „An den Mond“ und „Jägers Abschied“ am Schlusse deutlich anklingen. Seinen toten Schwestern weiht er die Gedichte „Lucie“, deren früher, jäher Tod das Herz des Knaben zerriß, und „Einer Toten“; diese war die vom Kindbettfieber dahingeraffte Schwester Helene****); die rührende Klage über solch grauses

*) Vgl. Briefe an Eggers S. 12, Anm. S. 16f. In den Briefen an Brinkmann S. 65 ist der Text vielfach abweichend.

**) Vgl. Fontane in der „Deutschen Rundschau“ a. a. O. S. 218f.

***) An Mörike S. 59; später (1885) war er doch sehr befriedigt über das Lob, das Keller dem Gedichte gespendet hatte.

****) Ihr weihte er an ihrem Todestage (10. XI. 47) die Verse: „Des Jahres spätste Blumenkränze senden In deine

Schicksal gewinnt in den enggeschlossenen Satzperioden, die wie atemlos abrollen, wirksamen Ausdruck; und was ist schmerzlicher als der Widerstreit zwischen Innen- und Außenwelt, zwischen der Stille des Todes und dem Lärmen des Lebens? Anders wendet es Eichendorff, obwohl Storm daran anklingt: „Das ist's, was mich ganz verstöret, daß die Nacht nicht Ruhe hält ... daß die Glocken, die da schlagen, und im Wald der leise Wind jede Nacht von neuem klagen um mein liebes, süßes Kind." — Kleine scharfe Mädchenporträts zeichnen „Eine Fremde" und „Die Kleine". In süßes Minneleben führt wieder eine Gruppe: „Lehrsatz", „O süßes Nichtstun"; selige, schlichte Bekenntnisse der Liebe für Constanze sind: „Wer je gelebt in Liebesarmen", „Nun sei mir heimlich zart und lieb", „Morgens", „Zur Nacht"; schwächer sind „Gasel" und „Sprich, bist du stark", die später getilgt wurden. Das lieblichste unter diesen kleinen Gebilden, „Schließe mir die Augen beide" zeigt die vollendete Kunst, in Klang und Rhythmus das Versinken in Ruhe zu malen; wie der Herzschlag sich hebt und senkt, so wechseln männliche und weibliche Reime; das Gefühl der Liebe und des Friedens gibt jedem Worte Kraft und Fülle; die

Gruft den letzten Lebensglanz; So nimm denn zu den andern Liebesspenden Auf deinen Sarg des Liedes grünsten Kranz."

Welt entschwebt mit aller Unruhe; das Herz wird ganz still wie am Abend die sich glättende See. Viel romantischer zerflossen ist Eichendorffs: „Nacht ist wie ein stilles Meer; Lust und Leid und Liebesklagen kommen so verworren her in dem linden Wellenschlagen ... Schließ' ich nun auch Herz und Mund, die so gern den Sternen klagen: Leise doch im Herzensgrund bleibt das linde Wellenschlagen." — Wie die Macht der Liebe die Wandlung der Sommerpracht da draußen zu fahlem, welkem Herbst überdauert, das klingt durch die Strophen „Im Herbste", und wiederum spiegelt den Frieden der Nacht und das trauliche Familienglück „Gode Nacht", das noch vor Groths „Quickborn" die Innigkeit der Mundart bekundete. Doch wie immer, wenn es wieder November wurde, der Schmerz um die geliebte Schwester aufs neue erwacht, das verrät uns „O bleibe treu den Toten!" trotz der Fassung in einen allgemeinen Gedanken. Von solchen sind auch die nächsten Gedichte erfüllt: „In böser Stunde", das seine Deutung später in dem Satze fand: „Halte fest: du hast vom Leben doch am Ende nur dich selber", und das andere: „Und war es auch ein großer Schmerz" mit dem mannhaften Bekenntnis zu dem trotz aller Bedenken einmal für recht Erkannten und darum auch in Tat Umgesetzten. Satirischen Charakters sind „Zwischenreich": die Umwandlung von Erdenlust in Himmelssehnsucht wird bei dem schönen

Mädchen ein Mann wieder umstoßen, „Staatskalender“ mit dem Hohn auf Beamtenhochmut, und „Gesegnete Mahlzeit“ mit dem Spott über die konventionellen Lügen der Gesellschaft. — Köstlichen Humor und warme Tierliebe verrät „Von Katzen“. Als Mörike es Freunden vorgelesen hatte und diese es natürlich ihm zuschrieben, schmunzelte der würdige Pfarrherr*), und es schmunzelte Storm, wie er diesen Bericht las**), aber er bekannte auch dankbar, von wie tiefem Einfluß auf sein Talent der süddeutsche Dichter gewesen sei. Wer weiß, ob der Nordmann, ohne in Mörikeschen Humor untergetaucht zu sein, sich mit soviel Behagen in das Tun und Treiben der schwarz und weiß geschwänzten Haustiere versenkt und so heiter den Kontrast zwischen der Menschlichkeit des Dichterherzens und der Grausamkeit eines Küchendrachens und am Ende den Triumph des — Bösen, das hinter der Vernunft sich verschanzt, ans Licht gebracht hätte!

In „Engel-Ehe“ ist der Humor nicht so durchsichtig, ja, Heyse fand das Gedicht trotz wiederholten Lesens endgültig unverständlich***), während es Storm selbst „sehr innig“ nennt****). Eine Novelle Karl Spindlers gab Titel und den Grundgedanken: der Engel wird in dem teuflischen Weibe, für das der Mann an allem Ungemach und Ärger

*) Briefwechsel, 26. Mai 1853, S. 9.

**) Briefwechsel, 2. Aug. 1853, S. 13.

) Briefwechsel S. 47. *) Ebenda S. 32.

schuld ist, erwachen, wenn es sicher ist, daß des Friedensstörers letzte Stunde geschlagen hat. Daher bangt ihm vor jenem ersten holden Worte aus ihrem Munde; wohl hat er eine scharfe Schlußrede sich schon einstudiert, aber er weiß, bezwungen dann von ihrem Himmelsglorienschein, wird er nur — Segen stammeln! — In dem Kontrast, daß hier das Süße und Liebevolle aus Weibesmund zu einem Memento mori wird und daß doch alles angehäufte Böse von Grimm und Groll in Liebe untergehen dürfte, liegt die Seele des launigwitzigen und bissigen und doch wieder innigen Gedichtes; denn mag die gute Frau Do, die an Ordnung und Reinlichkeit, an Schrubben und Scheuern ihre Hausfrauenfreude hatte, auch den Perpendikelanstoß gegeben haben, ein Hausdrache war sie nicht, sondern allezeit ein Schutzengel des geliebten Mannes. — Aus dem Beruf und Amt schließen sich an dies Gedicht voll häuslicher Sorgen einige kürzere an („Stoßseufzer" bis „Am Aktentisch"), spottend über Alltagsgesinnung. Und wie er „In der Frühe" mahnt, die weihevollen Morgenstunden nicht in langem Schlaf zu versäumen, so gelten die nächsten Gedichte der Natur, der Poesie des Waldes. Erst spät fand er die glückliche Aufschrift „Sturmnacht"*).

*) Bei Biernatzki 1849 hieß es „Die alten Möbeln"! Man denkt an Klopstock, der im „Nordischen Aufseher" 1760 sein

Das Gedicht bewegt sich in feinen Kontrasten: das Vorderhaus in seiner Alltagswirklichkeit mit den schwatzenden Philistern und das Hinterhaus mit seiner phantastischen Verträumtheit in magischem Zwielicht des Mondscheins, der Wald da draußen, der sich biegt und beugt unter dem Sturm, und das alte Holz da drinnen, das knackt und knistert vor Sehnsucht, wie einst in der Jugendzeit frei die Wipfel zu heben und die Äste zu strecken. Der Wind macht das Holz ganz toll mit seinem Spottlied — da erwacht ein Klang, die Stille gewinnt einen Laut, etwas kollert die Treppe herab. Ist es ein Gespenst? Ist es der Tod? In dunklem Ahnen lauschen die Kinder erschrocken; nur die Alten bleiben unberührt von dem Zauber der Sturmnacht. — Es ist Mörikescher Geist in dem Gedicht; man denkt an „Turmhahn" und „Sausewind, Brausewind", und doch auch ein ganz echter Storm; beide verband eben die innere Verwandtschaft in Phantasie und Humor, in Naturliebe und idyllischem Behagen. Wie genial ist die Wendung „mit dem Mondlicht silberne Blicke tauschen" bei Storm, die nur ihresgleichen hat bei Mörike in dem Sonnenstrahl, der sich am Federmesser sticht und Hillers Harfenspiel zum Klingen bringt.—

---

erhabenstes Gedicht „Über die ernsthaften Vergnügen des Landlebens" überschrieb, das hernach als „Frühlingsfeier" ihn berühmt machte.

Aus westermühlener Kindheitserinnerungen ist „Waldweg" entsprungen. Die brütende Sommerhitze hat etwas Unheimliches für den Wanderer; in der erlösenden Kühle des Laubwaldes atmet er wieder auf. Die Stille ist aber nicht ohne Leben; Biene und Schlange, der Weih und der Häher regen sich; auch der Einheitlichkeit ermangelt das Bild nicht: es ist „kirchenstill" in der Weite, gleich Säulen einer Kapelle heben sich die Buchenstämme, die Schattenkühle umfängt den Wanderer wie an der Schwelle der Kirche. So bindet Naturandacht die Einzeleindrücke; so erhält das Landschaftliche eine Seele, das „Fragment" eine Rundung, die Bewegung der Stimmungsmomente eine Steigerung und einen Gipfelpunkt.

Alte und neue Dichtung — man denke an Ibykos' „Frühlingslied" oder an Eichendorffs „Zwei Gesellen" — stellt den lachenden Lenz in Gegensatz zu Menschenlos, so auch besonders grell und schneidend, im Anschluß an Erlebtes, an den Tod eines Universitätskameraden: „Eine Frühlingsnacht". Im engen, dumpfen Krankenzimmer verglimmt und erlischt ein junges Lebenslicht, und draußen „klettert" der Frühlingstag an die Fenster — wie bei Lenau die Lerche an ihren Liedern emporsteigt — Vögel und Mädchen sind auf einen Ton gestimmt, auf den der Freude; die Erde lacht, und drinnen waltet der unerbittliche Tod, und die alte Wartefrau wetteifert mit ihm an Teilnahmlosigkeit, es

ist der erste nicht, dem sie das Laken über das Gesicht zieht.

Diesem erbarmungslosen Bilde entspricht das Bekenntnis zur Verneinung: „Der Zweifel". — Mannigfache Töne schlagen die Kalenderverse an; die über den „Februar" holten wir aus dem „Volksbuch" wieder hervor; was Storm unter dieser Aufschrift bietet, bildete noch 1852, und zwar mit Recht, eine Herbstbetrachtung, denn um diese Zeit zeigen sich schon die Blätterknospen der Linde, und so kann mit sinnreichem Bilde von der Blätterwiege gesprochen werden, in der als rosiges Kind der Frühling den Winter verträumt. Besonders glücklich sind auch die Zeilen, die im Mai 1853 ihm aus den Zweigen in den Schoß fielen: „April", mit jenem Allgefühl, jener Liebe zu den „Brüdern in Feld und Busch", jenem Einklang in allem Werden und Wachsen und Blühen zwischen Mensch und Natur. Im März 1859 schrieb Storm in die Heimat*): „Es wird Frühling mit Gewalt; eine Flut von Veilchen bricht überall aus dem Grase hervor; alle Kinder laufen mit blauen Sträußen, sie wollen den Frühling handgreiflich in ihren Fäusten haben." Den hübschen Gedanken setzte er in Verse um: „Mai". Zehn Jahre früher brachte das „Volksbuch"**) die Zeilen von den Kränzen,

*) Heimatbriefe, S. 128.

**) Vielleicht sind auch von Storm die Zeilen unter „August" im „Volksbuch" von 1849: „Wie munter die Ähren sich regen,

die mit der neuen Jugend sich immer wieder erneuern.

Zu den lieblichsten Wundern deutscher Liedkunst zähle ich — wie Walthers „Unter der Linden“ und Goethes „Über allen Gipfeln“ — Storms „Juli“. Er konnte Kuh mit Recht fragen (22. XII. 71): „Gibt es denn noch sonst ein Sommerlied?“ Erlebnis*) und Symbolik, das lieblichste Frauengeheimnis und sommerliches Naturleben rinnen in eins; jede Zeile bietet ein Bild für sich; in weichem Stabreime wiegt sich die erste, und das Vokalspiel geht von I zu A und E und O in das dumpfe U über. So werden die Worte zu Melodie, und die schwingt mit dem innigen Seelengehalte harmonisch mit. — Auf die Heiligkeit alles sich regenden Lebens weist auch „Im Garten“ hin, wie Goethe von der Spinne sagt, daß auch ihr Gott einen Anteil an diesen Tagen vergönne. — Der Schmetterling und der Sonnenstrahl werden zum Symbol des noch winkenden, aber schon schwindenden Lebens: „Komm, laß uns spielen!“ Es ist aus später, an Liedern karger Zeit, an Frau Do — mit geheimer Beziehung — gerichtet, wie ein Nachklang der Liebe, wie ein Ausklingen der Liedkunst anmutend. —

Wie fröhlich im Winde sie wehn! Sie hüpfen der Sichel entgegen — Laßt so ihr entgegen uns gehn!“ Freilich nur ein schüchterner Versuch, jedoch von echt Stormscher Stimmung.

*) Es galt der Schwägerin Constanzes, Susanne Esmarch, 1860.

Vergänglichkeitswehmut und Frühlingsgewißheit umranken einander in „Herbst“, wie Natur und Liebe in dem anmutigen Idyll „Hinter den Tannen“. Das Leben erscheint als ein Buch, das dem Ende sich zuneigt, und als eine Wanderung bis zu einer Stelle, über die man nicht hinwegkommt, in der melancholischen Stimmung „Vor Tag“, und daß alles mit dem Tode dahin ist, auch die Geliebte, um deren Haupt (in den später gestrichenen Strophen) er einen Blumenkranz von Gleichnissen gewunden hatte, stellt das Gedicht „Schlug erst die Stunde“ mit voller Nüchternheit fest, während das „Gutachten“ „Zur Taufe“ (einer Tochter Tycho Mommsens) den zierlichen Vergleich des Namens mit dem Rahmen eines Bildes zieht. —

„Morgane“, das uns eine Luftspiegelung vorzaubert und dem Wüstenspuk den des Nordens mit dem Marschhof entgegenstellt, ist eines der ersten Meerlieder Storms und leitet zu dem kraftvollen Seestück „Ostern“ über, das die vaterländischen Gedichte eröffnet. In diesen herrscht nicht Rhetorik und Reflexion über Preßfreiheit und Verfassung — wie in der politischen Lyrik jener Tage, bei Dingelstedt, Freiligrath, Herwegh, Prutz — sondern sie sind auf Erlebnis gegründet und kommen aus einem Herzen, dem Freiheit und Selbständigkeit der Heimat auch sein eigenstes persönliches Wohl bedeutet. Am Danewerk bei Schles-

wig waren die Dänen geschlagen; so wird das Frühlingswehen dem Dichter zum Sinnbild für den Anbruch einer neuen Zeit und der Widerstand der Deiche gegen die anflutenden Wogen ein Sinnbild für die Unerschütterlichkeit und Unteilbarkeit der Nordmark. So brausen Natursinn und Heimatgefühl in mächtigen Akkorden hier zusammen. Auch in den Zeilen „Nach Reisegesprächen“ bietet die heimische Natur mit Nebel und Wolken ein Gegenbild für die Zeitlage in ihrer Unklarheit; in beliebter Antithese gipfelt der Gedanke: „Hoher Tag und tiefe Grüfte!“ — Ergreifende Momentbilder entrollen „Im Herbste 1850“ und „Gräber an der Küste“; der Groll wird zur Erbitterung; der Dichter möchte die Toten*) beneiden. Er sieht seine Verbannung voraus. Doch trotz alles Gegenwartsdruckes ist er voll Zuversicht, daß alles Echte und Keimkräftige nicht untergehen kann: „Ein Epilog“, und tiefste Trauer wandelt sich in ein Gelöbnis der Treue: „1. Januar 1851“. — Wer fragt, was das Gedicht „Im Zeichen des Todes“**) in diesem Zusammenhange bedeute,

*) „Ihr ginget zu den Bleichen“, d. h. den Verblichenen: Storm schließt sich an ein Gedicht Röses an, das der Fouqué widmete; es war „Die Bleichen“ überschrieben; die folgende Strophe in ihrer schwerfälligen Sprache zeigt das Ringen der herben Empfindung mit dem Wort.

**) Ursprünglich „in hoc signo vinces“ genannt, als „Epilog“ die Gedichte (1852) schließend; nicht das Kreuz, sondern der Tod ist das Zeichen.

dem gibt ein Brief an Mörike (1. Juli 1853) die Antwort*): „Es wurde zur stillen Abwehr gegen die Brutalität und Gemeinheit, wie sie auf Verhältnisse, welche wir hier gehabt (1851/52), wohl überall zutage kommen, und aus vollstem Herzen geschrieben." Und wahrlich Tiefsinn und Mannesstolz und Lebensmut paaren sich in ihm. Der Tod steht für Storm im Brennpunkt seines Denkens; er heißt Vernichtung, aber er steigert auch das Lebensgefühl zur Tat. Sonnenglanz und erlöschende Welt, Tod und die Ewigkeit der Liebe, sich spiegelnd in dem friedlichen Familienidyll, leiten in kurzen Kontrasten die Vision ein: Nebel umhüllen ihn, Schauer des Todes umbreiten ihn, doch er gewinnt Macht darüber, und an der Hand des Fürsten der Welt schaut er auf das Hasten und Treiben dadrunten herab und gewinnt Lust und Kraft, den Feinden zu trotzen und sich selbst zu behaupten. Der Traum schwindet, Sonnenschein und Augenleuchten der Kinder umfangen ihn. „O schöne Welt!" Der Tod hat ihn gefeit. Auch für die schweren Zeiten der Verbannung, die „Weihnachtsabend" einleitet. —

In „Abschied" ist das Auf und Ab der Gedanken und Empfindungen, die lyrische Wellenbewegung — möchte ich sagen — von tiefster Wirkung: zuerst die äußere Lage — der Wagen soll

*) a. a. O. S. 14.

in die Fremde, ins „Elend“ führen —, sodann der innere Gegensatz zu denen, die in der geknechteten Heimat um den Preis der Ehre verbleiben; er aber kann sich nicht verkaufen und die stillen Gräber nicht verleugnen; sein Weib denkt ebenso; die Kinder haften mit ihren Sinnen an der Gegenwart, sie lauschen auf die Stimmen der Heimat, auf des Meeres Rauschen, auf der Möwen Schrei; noch einmal läßt der Vater sie ins weite Land hinausschauen, mit dem Wunsche, daß sie auf die befreite Scholle dereinst zurückkehren möchten, mit dem Vermächtnis: „Kein Mann gedeihet ohne Vaterland.“ Das soll der Pulsschlag auch im Leben des jüngsten Kindes sein.

Fontane rühmt von diesen vaterländischen Dichtungen Storms mit Recht*), sie ständen ganz ebenbürtig neben seiner Liebeslyrik, wenn nicht noch höher: „Alles hat was zu Herzen Gehendes, überall das Gegenteil von Phrase, jede Zeile voll Kraft und Nerv.“ Doch wenn Storm, dem „die Berliner Luft“ mit Rang- und Titel- und Ordensucht widerstrebte, dem die „goldene Rücksichtslosigkeit“ einer selbständigen Persönlichkeit höher als solche Nippes stand, an Fontane „ad vocem Nivellement“ schrieb, ein junger Mann solle zu stolz sein, um in einem Hause zu verkehren, wo man die Tochter ihm nimmer zur Gattin geben werde, so fand Fontane „solche Wichtigkeitsgefühle phili-

*) „Deutsche Rundschau“, Band 87, S. 218.

strös"*). Storm war aber kein Mann der Kompromisse. Das bezeugen die Strophen „Für meine Söhne" mit dem schroffen, aber charaktervollen Bekenntnis zu unbedingter Wahrhaftigkeit, und „Crucifixus" mit der Ablehnung eines unversöhnlichen Hasses, der einen Frevel für alle Zeiten festhalte und die Landschaft durch Häßlichkeit schände, wie es Storm auf der Reise 1865 aufs neue beobachtete. —

In anmutigem Wechsel des Herben und des Lieblichen führt uns die Gedichtsammlung mit dem Sommeridyll „Auf dem Segeberg" wieder in lachendes Familienglück inmitten leuchtender, klingender, ach so unvergänglich schöner Natur; das Glücksgefühl der sich tummelnden Kinder scheucht die Schatten der Sorgen, — denn sie sind auf der Reise noch bei Constanzes Eltern eingekehrt 1852 — und ein Blick in die Augen der Knaben läßt auf bessere Zeiten des geliebten Heimatlandes hoffen. Aus derselben Sicherheit des Ruhens in der Liebe seines Weibes entstammt „Trost": sie ist ihm Glück, Heimat, Welt. — Und in der Fremde kostet er das ganze Weh des Heimverlangens mit ihr: „Gedenkst du noch?" Sie lassen nicht von der Hoffnung, und sie stützen einander. Selbst bei einem Ausfluge, bei dem die geliebte Frau fehlt, macht ihn der Gedanke an sie schon froh und leicht: „Du

*) a. a. O. S. 214.

warst es doch". Und Storm nahm das Leben schwer; nicht stolz und frisch fühlt er sich „Am Geburtstage", der, als der vierzigste, ihn zur Höhe des Lebens führte, sondern er weiß, nun gehe es bergab. Und „Schlaflos" zeigt uns eine graue Nachtstimmung, die mit Bangen dem Tage entgegenharrt. —

Die Sehnsucht nach der Heimat findet auch in „Gartenspuk" Ausdruck; der Dichter schreibt darüber an L. Pietsch, es sei „eine (wohl nicht ganz gelungene) Dämonisierung der Garteneinsamkeit, welche die Mutter seiner meisten Produktionen" sei. Den Keim zu dem Gedicht bot neben einem erneuten Aufenthalt in der Vaterstadt die Erinnerung an ein Erlebnis. Da hatte er seinen ältesten Sohn durch den Zaun beobachtet, wie er, ganz in Sinnen verloren, einem zum Abendfluge sich rüstenden Käfer zuschaute. Jetzt, in der spukhaften Rückschau wird ihm der Schmetterling zum Sinnbild der kleinen Seele, die sich dort einst belustigte, und diese selbst wird zu einem Schutzgeist der Heimat; ihm ist es, wie er wieder aus der Ferne heimkehrt, als sei im Rasen dort sein Herz versenkt, und er vermag es nicht, dem Spuk oder vielmehr dem so tief bedeutsamen Erlebnis nachzugehen. So verketten sich in den reich und zart dahinfließenden Jamben Gefühl und Betrachtung und seelenvolle Naturschilderung zu schönstem Bunde. — Von Wehmut der Heimatliebe sind auch

„Immensee“ und „Ein grünes Blatt“ durchschauert. Von guter Laune und Hans Sachsscher Art zeugen der „Notgedrungene Prolog“ und „Knecht Ruprecht“, die Freude der Kinder. Leises Vergänglichkeitsweh durchzittert die Verse „Einer Braut am Polterabend“; den Beruf des Arztes erfaßt mit dichterischem Geiste die Widmung „Blumen“; Glück und Leid mischen sich: „Mein jüngstes Kind“. Der Freund der Musik begrüßt dankbar den Gruß von Tönen: „Ein Ständchen“; den Adelsstolz persiflieren die Zeilen: „Das Edelfräulein seufzt“. Noch schärfer wendet sich gegen Junkertum „Der Lump“, während die „Sprüche“ das eigene Gewissen als die einzige sittliche Richtschnur hinstellen. Mitten in diese kleinen Gebilde ist eins der großartigsten gestellt: „Ein Sterbender“. Storm weilte 1863 ohne Constanze in Segeberg; ein melancholisches Bild von ihr, das dort in ihrem elterlichen Hause hing, ergriff ihn mit tödlicher Sehnsucht*). Um das Individuelle zu verallgemeinern, stellt er in dem Gedicht die Frau als tot und sich selbst als sterbend dar. Es ist episch, ist betrachtend und doch durch und durch Anschauung (Bild) und lyrisch, weil von Gefühl und von Gedanken durchdrungen, und nicht nur diese und das „Ding“, die Seele, sondern selbst die Feder, die Wanduhr

*) An Mörike 6. Juli 1865, Briefwechsel S. 73.

und die Sekunden erscheinen als beseelte Wesen; mit dem Frühtau wird die Jugend, mit der grauen Asche die Dämmerung und wieder mit dem Kelch süßen Trunkes die Minne verglichen; wir erinnern uns der Zeilen: „Es zuckten aus dem vollen Kelch elektrisch schon die Funken“ und „Du schenkst aus jenem Zauberkelch den letzten goldnen Trunk mir ein“. Ein ganzes Leben zieht an uns vorüber; Licht und Schatten wechseln; ungemein realistisch ist das Bild des grauen Alten am grauen Wintertage; wie in „Immensee“ weckt der über ein Mädchenbild wandernde Lichtstrahl holdes Erinnern; die düstere Szene wird hell; die Zeit wandelt sich in Duft von Rosen, in Glanz von Sonnenschein; ein Mädchenlachen fliegt süß und silbern durch den Sommertag und ruft alle Erdenseligkeit wach — „Wo bist du?“ raunt er; die unüberbietbare Wonne der Liebe läßt ihn an Unsterblichkeit, d. h. ewiger Seligkeit zweifeln; doch auch für ihn naht die rätselhafte Nacht — er träumt: Kirchengesang — am Stamm des Kreuzes Mann und Weib, die Augen leuchtend, sich spiegelnd im Urquell des Lichts — düster murmelt der Alte: Die bunten Bilder von Glück hat die Todesangst im Hirn der Menschen ausgebrütet. Er selbst gab nimmer die Vernunft gefangen. Kühlen Sinnes schreibt er sein Testament. — Aus derselben Zeit wie „Ein Sterbender“ stammt der markige Aufruf „Gräber in Schleswig“, der in der „Gartenlaube“ (Dez. 1863)

erschien und die matten Gemüter für die deutsche Sache der Schleswig-Holsteiner aufrütteln sollte. Das ist edelste Tendenz, aber keine hohle Fanfare, sondern alles ist bis in den innersten Nerv der Seele erlebt und in Zornesmut und Leidenschaft mit echter Dichterkraft gestaltet. — „1864" rühmt das Volk, das die Diplomaten mit sich riß und den Führern das Schwert in die Hand gab; überraschend kühn ist hier die Metapher: „Die Luft schlug Wellen von Geschrei". Der Haß gegen Adel und Beamtenstolz bricht wieder durch in den Zeilen: „Es gibt eine Sorte" und „Der Beamte". Die politisch-sozialen Gedichte schließen mit dem Bekenntnis ab: „Wir können auch die Trompete blasen!" Und das hypochondrische Klagelied von dem Allbeherrscher Tod, dessen Pfeilschuß alles Weltempfinden des Getroffenen umwandelt: „Beginn des Endes", leitet zu der Reihe hinüber, die den Schmerz um den Verlust Constanzes zum Ausdruck bringen: „Tiefe Schatten!" Drohendes und drückendes Leid sind dem Dichter ein Dunkel, das auf den Lebensweg fällt und das Licht aller Freude dämpft und tilgt. Wie er sein Liebes- und Glücksgefühl in Wort und Klang, in Bild und Anschauung, nicht in rhetorische Reflexion ausströmen läßt, so klagt und grübelt und jammert er auch hier nicht über Tod und Verwesung, über Verlassenheit und Vereinsamung, sondern er stellt nur die von tiefem Empfinden be-

seelten Bilder vor die Anschauung: Gruft und Sarg und Gittertor, und in dem Schmetterling verkörpert sich sein eigener Schmerz. Welch Abgrund von Liebe und von Schmerz tut sich in den Zeilen auf: „Darin vor meiner Liebe sich das süßeste Antlitz barg“! Und wie malen die dumpfen U-Laute in der letzten Strophe das Dunkel des Gefühls: „Zur Ruhe .. summt noch um die weißen Blüten ein dunkler Schmetterling!“ Und immer sinkt wieder die sich regende Lebensfreude bei der Erinnerung an die Begräbnisstunde; „lautlos schlafen die Wünsche ein“ („2“); der Unsterblichkeitsglaube zerrinnt wie eine Fata Morgana („3“); die Welt hat keinen Klang mehr, seit die Stimme der Geliebten verstummt ist („4“); erst mit dem Tode wird der Schmerz enden, und somit gewinnt auch jener an Wert („5“); wie der Adler dem Prometheus an der Leber nagte, so zerfrißt „der Geier Schmerz“ das Innere des Einsamen, und weicht jener, so hebt die Sehnsucht die Flügel, aber sie ist ohne Kraft und ohne Mut („6“). — Aus der „Nachlese“ reihen sich hier die Distichen „Constanze“ an: das rührende Morgenbild mit dem mutterlosen Kinde, dem der noch so zweifelsüchtige Dichter die tote Mutter sich nahen läßt (1); Vergessen werden ist aber das Los der Sterblichen, das Verdämmern in der Erinnerung, wie die Flut ins Licht emporsteigt und ins Dunkel verrauscht (2). — Wie ein Nachhall des Liedes vom Harfen-

mädchen und von Goethes „Heideröslein“ wirkt das wehmütige „Waisenkind“; auf gleichen Ton gestimmt und echt volkstümlich ist „Verirrt“. Auch „Cornus Suecica“ und die „Sprüche des Alters“ mit Vereinsamung und Vergessenwerden, mit Kommen und Gehen sind voll Trübe der Stimmung. Die spärlich rinnende Alterslyrik wird auch bei Storm zur Reflexion und Resignation geführt; die „Frauen-Ritornelle“, von denen das von den Zypressen sich an die Mommsenschen im „Liederbuche“ anlehnte, singen und klagen von Blühen und Welken und Vergehen.

An Mörike schrieb Storm über das Leben mit Constanze*): „Das ist jetzt dahin, und es gilt, weiter zu leben — ohne sie“. Aus dieser mannhaften Entschließung stammt „Begrabe nur dein Liebstes!“ Die lebhafte, von Sektstimmung gehobene Unterhaltung (bei Turgenjew in Baden-Baden) wird in Gegensatz gestellt zu der Stille, die seinem feinen Ohre vernehmbar die todesmüde Stimme der Geliebten zu ihm hinüberträgt. „Verloren“ ist ganz schwermutvolle Sehnsucht — das Glück ist weit in der Ferne, wo er einst mit seiner Liebe weilte. Das nächtige Dunkel hat seine Rätsel, kommendes Leid sagt sich an: „Es ist ein Flüstern“. Doch ein leuchtender Abendschein und ein bißchen stillselige Freude

*) Am 6. Juli 1865, Briefwechsel S. 73.

ist auch für das sinkende Leben eine Erquickung: „An Klaus Groth". — Das Kellersche Wort: „Trinkt, o Augen, was die Wimper hält, von dem goldnen Überfluß der Welt", war auch für Storm eine Mahnung, Gram und Bitterkeit fahren zu lassen und alles Gute und Liebe, soweit es sich ihm bot, zu genießen. Die Heimat war ihm aber das Heiligste und Teuerste. So schlug Wilhelm Jensen eine nahverwandte Saite in seiner Seele an mit der Klage, daß die Fremde doch nimmer ihm Heimat werden könne, denn es fehle „der Heimat Laut, der allvertraute Wind, der Kindheitsträume um die Seele spinnt, draus der Erinnerung Herbstesblüten sprossen". Und so singt Storm, den Gedanken weiterführend, vom Winde, der Kunde aus der Ferne bringt, vom Winde, der die Kraft des Baumes stählt, und von der Einheit, die Menschenwesen und Natur umschließt: „An Wilhelm Jensen"*). Auch das so tiefsinnige und wehmütige Lied „Über die Heide" hat seine besondere Geschichte. Wenige Tage nach Constanzes Tode lud sein Schwager Esmarch den Dichter ein, nach Segeberg zu kommen; der antwortete aber, die Marter verlorener Seligkeit werde er dort noch schärfer empfinden, wo sie noch vor kurzem so schöne Tage ungestörten Zusammenlebens genossen hätten, wie Immermann sage:

*) Aus den Heimaterinnerungen Jensens (Velhagen & Klasings „Monatshefte" Juli 1900).

„Ich habe besucht die grüne Heide, die zugesehen bei unsern Küssen; Nun verstehe ich erst der Geister Leide, die, wo sie gelebt, umgehen müssen." Erst zehn Jahre später, nach dem Begräbnis des Schwiegervaters (1873) verdichtete sich die Empfindung zu eigenem, tiefbeseeltem Ausdruck. Trauer und Todesahnung umschauern im Herbst die Heide: das durchzittert die langgezogenen, dumpf tönenden Verszeilen; der Schritt hallt wider in dem weichen Boden: Ist es ein Doppelgänger? Ist es der Schatten früheren Glückes? Gab es denn überhaupt ein solches? Ist nicht alles vorbei und erloschen? — So fragt das bange, zage Herz. „Leben und Liebe — wie flog es vorbei!" — Ein solches Gedicht zeigt in Tat und Wirklichkeit umgesetzt, was Storm „lyrische Form" nennt; das Lied ist eine Seele, die den Körper sich baut, ein Zusammenweben von Wort und Rhythmus, von Innerem und Äußerem. Manchmal keimte der lyrische Gedanke lange in Storms Seele. So schrieb er — am Todestage Geibels in sein Notizbuch: „Die Form war dir ein goldener Kelch, In den man goldnen Inhalt gießt; die Form ist nichts als der Kontur, der einen schönen Leib beschließt." Es war ein glückliches Beginnen, je zwei Zeilen zwei Gegnern in den Mund zu legen. — Auch das Gedicht „Geh nicht hinein!" reifte erst langsam*);

*) Er stellt es Keller am 15. Juli 1878 in Aussicht, Briefwechsel S. 39; am 29. August ist es noch nicht gemacht.

es hieß ursprünglich „Einem Toten", doch Storm wollte nicht — wie er an Keller schreibt, der es „mysteriös" und „unverständlich", wenn auch „imponierend" fand*), einen bestimmten Fall, sondern den allgemeinen Eindruck niederlegen**), den auf jedermann ein Gestorbener mache und wogegen es keine Rettung als die des Glaubens an ein Wiederaufleben gebe, die für ihn nicht vorhanden sei. Wie wohl mancher am Totenbette eines geliebten Menschen sich sagte: „Das ist er nicht mehr!", so hatte Storm den Eindruck am letzten Lager eines „eigentümlichen" hochbegabten Jünglings, eines Grafen Reventlow. Mit schonungslosester Wahrhaftigkeit und mit dem schneidendsten Kontrast zwischen Leben und Sterben, der sich zum Grauen steigert, schildert er uns die Welt, die der Lebende sich schuf, und die letzten Augenblicke, wo er noch lächelnd in goldene Erdenfernen blickte, und die plötzliche Wandlung, in der er taumelnd um sich griff und in einen Abgrund versank. Nichts Versöhnendes oder Tröstendes hat der Dichter zu sagen. Alle Wehmut wird durch grimmigstes Entsetzen erstickt. — Doch freundlich ließ der Dichter seine Lieder ausklingen in den Zeilen „An Agnes Preller". Blumen der Jugend grüßen den greisen Sänger noch vor dem — „Schlafengehen"! —

*) Am 20. Dezember 1879, Briefwechsel S. 78.
**) a. a. O. S. 82.

Wie mit Jugendrausch hatte den alternden Dichter, den Freund aller singenden, klingenden Lieder, der Scheffelsche „Trompeter" gepackt, zumal in den Vertonungen seines Freundes Scherff, und so setzte er die frühe begonnenen, unter Wilhelm Müllers und Eichendorffs Einfluß stehenden „Fiedellieder" fort. Doch es war mehr ein Spiel, mehr ein Widerhall als ein starker eigener Klang, denn das Selbsterlebte fehlt; aber frohe Laune atmen sie, und Storm liebte auch diese seine Geisteskinder, rühmte sie als frisch, aus innerstem Behagen geschrieben, und verteidigte sie gegen seinen Sohn Ernst*), der sie kokett und gemacht nannte.

Unter den Kleinigkeiten, die aus dem Nachlaß bald hier und bald dort noch dargeboten wurden, schimmern doch auch einzelne Perlen hervor**). Sie verleugnen die Molltonart des Alters nicht. Hermione von Preuschen***) hatte ihm Rosen und einen Kunstspiegel gesandt; da antwortete er am 30. Juni 1888, „der Spiegel solle als der einzige in seinem Zimmer hängen; die alte gelbe Tee-

*) Briefe an die Kinder S. 140f.

**) Besonders innig sind die „an Frau Do" gerichteten; eine „Widmung" zog er „wegen zu großer Intimität" zurück, wie er an Keller schreibt (22. Dez. 1883, Br. 186), die lautete: „Man warnt, das Glück nicht bei Namen zu nennen; es fliehe leicht und kehre nicht zurück; ich tat es dennoch; sterben kann mein Glück, doch eines kann es nicht: von mir sich trennen."

***) Erinnerungen an Th. Storm, „Deutsche Revue" 24.

rose, an der nur noch ein Blatt hänge, sei er selbst, die fleischfarbene sei die vor unbestimmtem Sehnen entblätternde junge Freundin.

Was er „In schwerer Krankheit“ noch zu Papier brachte, das klingt an den Meister an, den er vor allen sein Leben lang hochgehalten hatte, an Heines Gedicht „Sie erlischt“ unter den „Lamentationen“:

Der Vorhang fällt, das Stück ist aus . . .
Die letzte Lampe ächzt und zischt
Verzweiflungsvoll, und sie erlischt.
Das arme Licht war meine Seele.

2. Storms Novellenkunst.

Storm ging in der Lyrik von Eichendorff und Heine aus; aber auch seine Novellenkunst ist unter den Einwirkungen der Romantiker, zumal Eichendorffs, gereift. Storm schreibt an Fontane (am 26. Mai 1868) begeistert über die Zeilen Eichendorffs:

Was sprichst du wirr in den Träumen
Zu mir, phantastische Nacht?
Es funkeln auf mich alle Sterne
Mit glühendem Liebesblick,
Es redet trunken die Ferne
Wie von künftigem, großem Glück.

„Das hätte ich vorzeiten schreiben müssen — wenn ich's hätte schreiben können — darum also!

In eine solche Abgrundtiefe reicht Goethe niemals hinab, eine solche Verschmelzung von Anschauung und Empfindung, ein solches Ausprägen einer schönen, mächtigen und für den gewöhnlichen Menschen in Worten gar nicht auszusprechenden Stimmung: ich wüßte nicht, was darüber ginge." Die romantische Stimmung ist es, die der Dichter vor allem in seinen Novellen einzufangen sucht. Romantisch! Ein gar schillernder Begriff! Jean Paul unterscheidet in der „Vorschule der Ästhetik" zwischen griechisch-plastischer und romantisch-musikalischer Poesie und sagt: „Die plastische Sonne leuchtet einförmig wie das Wachen, der romantische Mond schimmert veränderlich wie das Träumen." „Die moderne Bildung," sagt Schlegel, „strebt ins Unendliche"; und Goethe selbst*) fand die tiefe Begriffsbestimmung für das sog. Romantische einer Gegend als „ein stilles Gefühl des Erhabenen unter der Form der Vergangenheit oder, was gleich lautet, der Einsamkeit, Abwesenheit, Abgeschiedenheit". Wie aufschlußreich ist das Wort auch für Storms Kunst!

Besonders bei Tieck fand er neben dem Zuge zum Wunderbaren, Zauber- und Märchenhaften jene romantische Stimmung, die nicht bloß traumverlorene Sehnsucht oder Flucht aus dem Alltag ist, sondern jenes Ineinanderspielen von Wirklich-

*) Sprüche in Prosa III, 195.

keit und Traum, Leben und Tod, Übersinnlichem und Sinnlichem. Storm brachte für alles das einen besonders empfänglichen Sinn von vornherein mit, nämlich jene unbewußte, gleichsam mit der Luft eingeatmete Romantik des Küstenbewohners. Gerade am Meer, wo die Nebel sich ballen, die Wolken phantastische Gestalten zeigen, die Dämmerung so geheimnisreich sich ausbreitet und die Formen ins Gespensterhafte reckt und streckt, ist eine Vorliebe für Aberglauben, Sagen, Märchen so recht zu Hause. Wer von Kindheit an, zumal mit einer so starken dichterischen Begabung wie Storm sie in sich trug, den verführerischen Zauber auf sich wirken ließ, den die wechselnde Beleuchtung des Himmels und des Meeres, die dunstigen Linien der Umrisse des Festlandes und der Inseln auf die Phantasie ausüben, der fühlt sich ins Weite gezogen, voll Sehnen in die Ferne, und andererseits drängen ihn die Trübe des Himmels und der Nebeldunst und der kalte Meereshauch in sein Innenleben zurück, so daß er sich darin einspinnen und der Traum- und Märchenwelt sich hingeben muß. So auch Storm, und er berichtet, welch Gruseln in sein Herz sich stahl, ja, welch Grauen ihn schüttelte, wenn sein Spielgefährte Hans Räuber oder Lena Wies ihm seltsam unheimliche Geschichten erzählten. Und so treffen wir in seinen Novellen den Hauskobold im Heu der Bodenkammer, den Niß Puck, und das „Erntekind" und die

„Waldeskönigin“ und den „Sargfisch“ unter dem Eise und die entschwundene, auf den Meeresgrund, wie einst Vineta und Julin, gesunkene Stadt Rungholt und den gespenstischen „Schimmelreiter“ und anderen Spuk und das „Vorgesicht“.

Storm spricht selbst von der „Dämonisierung der Garteneinsamkeit“ als der Mutter seiner Dichtung. Was heißt dies anders als die „Romantisierung“ des Novalis, der darunter versteht, „dem Gemeinen einen hohen Sinn, dem Gewöhnlichen ein geheimnisvolles Aussehen, dem Bekannten die Würde des Unbekannten, dem Endlichen einen unendlichen Schein geben?“ Wohl spüren wir in den Novellen und Märchen Storms die literarische Schulung, die er durch die Romantiker erfahren hat, und wir können manche Anklänge aufweisen, aber er wuchs auch über sie hinaus und gelangte zu klaren und bestimmten Linien in der Zeichnung der Charaktere und der Vorgänge, wo jene so gerne ihre Dichtung ins Unendliche zerfließen und verdämmern lassen. Aber er wetteifert mit ihnen, zumal mit Eichendorff und Tieck, in der lyrischen Naturromantik, die er in seinen Novellen über die Stille und Einsamkeit der Nacht, über die Mondscheinpracht, über die geheimnisvolle Musik von Stimmen, die in unbegreifliche Ferne verhallen, über das melodische Rieseln der Quellen, das leise Brennen der Sterne, das elektrische Knistern des Laubes oder über die Mittagssonnenglut mit ihrem

dämonischen (panischen) Schrecken zu breiten weiß. Aber auch hier strebt er größere Bestimmtheit an, gibt den Naturbildern von Wald und Heide, Strand und Moor eine örtliche (individuelle), heimatliche Färbung, mit weiser Beschränkung der Mittel*) und mit dem innigsten Zusammenklang zwischen Natur- und Seelenstimmung. Auch im Stil strebt Storm, im bewußten Gegensatze zu den Romantikern, Einfachheit („Simplizität") und Natürlichkeit des Ausdrucks an. So vermeidet er oft geradezu bildliche (metaphorische) Wendungen und legt sich Zügel an bei diesem „Inszenesetzen des Gedankens", während jene darin schwelgen und in kühnem Geistesspiel die einzelnen Künste und ihre Formen durcheinanderwirren. Und eines trennt Storm von den Romantikern auf das entscheidendste: diese blieben im wesentlichen sich gleich in ihrem Schaffen, Jahrzehnte hindurch; bei jenem jedoch können wir eine reiche, tiefe Entwicklung seiner Kunst verfolgen, die zugleich im wesentlichen Kern der Novellenform über die Romantiker hinausführte und zum modernen Realismus hinüberleitete. Welch Abstand waltet zwischen den ersten und den letzten Novellen Storms! Wer aber z. B. Eichendorffs „Dichter und Gesellen", „Das Marmorbild" usw. liest, der findet unablässig dieselben

*) Vgl. Willrath Dreesen, „Romantische Elemente bei Theodor Storm". Dortmund 1905, Ruhfus.

romantischen Motive lose aneinandergereiht: Wandern und Reisen, Abenteuer, Schlösser mit bunt zusammengewürfelter Gesellschaft, Mondscheinnächte, herrliche Gärten mit Marmorstatuen, mit Klängen der Laute, mit Nachtigallenschlag, verliebte Leute, Künstlernaturen aller Art. Und alles zerfließt und verdämmert. „Das Romantische in Eichendorff", sagt gar treffend Storm *), „liegt in der Stimmung der Vergänglichkeit, der Einsamkeit, wo die Dinge eine stumme Sprache führen." So singt auch Eichendorff selbst**):

Schläft ein Lied in allen Dingen,
Die da träumen fort und fort,
Und die Welt hebt an zu singen,
Triffst du nur das Zauberwort.

Auch Storm enträtselt in immer neuen Wendungen das geheime, romantische Leben und Weben, Singen und Tönen in der Natur, aber es wird ihm nicht Selbstzweck, es ordnet sich als Stimmungsmoment den sich entwickelnden Begebenheiten unter. Und mag Storm in Sehnen und Ahnen, in verdämmernder Erinnerung, in resignierender Wehmut, in dem magischen Hinneigen zu Spuk und Sage und Märchen sich noch so nahe mit den Romantikern berühren, er riß sich aus den Netzen ihrer verführerischen Kunst mehr und mehr los und

*) G. St. II, 166.

**) Vgl. ähnliche Bekenntnisse Tiecks in meiner „Deutschen Literaturgeschichte" II, 390 f.

fand sich zu sich selbst, überwand seine Schwäche und gelangte zu Kraft und Klarheit in der Zeichnung der Charaktere, Konflikte und Probleme mannigfaltigster Art. —

Gar mancher wähnt, eine lang und breit ausgesponnene Erzählung sei ein Roman, eine kurze Erzählung eine Novelle, und gewohnheitsmäßige Romanschriftsteller meinten — zum besonderen Ärger Storms —, aus den Hobelspänen, die bei der Romanarbeit abfielen, eine Novelle zimmern zu können. Die echte Novelle ist jedoch an eine ganz bestimmte innere Form gebunden und hat ihre stetige Entwicklung durchlaufen. Sie ist uralt und stammt wie alle Fabulierkunst aus Indien. Sie ist bei ihren europäischen Vertretern, bei Italienern (Boccaccio), Spaniern (Cervantes) und Franzosen (Voltaire) die mündlich gedachte, daher so gerne — seit Scheherezadens Zeiten — in einen Rahmen gefaßte Erzählung einer „Neuigkeit" (novella), also eines in dieser oder jener Hinsicht besonders merkwürdigen, den Zuhörer fesselnden Geschehnisses aus dem Leben einer größeren Gemeinschaft oder eines einzelnen. Goethe kann uns den Weg zur näheren Begriffsbestimmung, die bei Storm eine hohe Bedeutung hat, führen. In den „Gesprächen mit Eckermann" (25. Januar 1827) und im Anschluß an seine eigenen Novellen nennt er die Novelle „eine sich ereignete unerhörte (sonderbare, bedeutende) Begebenheit" und versteht

unter dieser eine Folge von Ereignissen, die eine an den Anfang der Geschichte gestellte Verwicklung lösen; sie soll nicht bloß die Neugier befriedigen, sondern „den Verstand und das Gemüt berühren und beschäftigen, die menschliche Natur und ihre inneren Verborgenheiten auf einen Augenblick eröffnen"; es handelt sich um eine „Begebenheit, die den ganzen Charakter eines Menschen ans Licht setzt und in seinem Leben eine entscheidende Epoche machte". Es kommt also ebenso auf das Psychologische der Handlung wie auf das Bedeutungsvolle der äußeren Vorgänge an. Goethe trennt Roman und Novelle scharf, indem jener Begebenheiten und Gesinnungen, diese nur eine in sich geschlossene Begebenheit darstellt; was vor und nach dieser sich ereignete, geht die Novelle im goethischen Sinne nichts an*). In den älteren, z. B. den italienischen Novellen sind die Vorgänge wichtiger als die Personen; diese kommen nur so lange in Betracht, wie sie von jenen bestimmt und beleuchtet werden; die Novelle sucht vor allem irgendein hervorstechendes Verhältnis von Menschen zueinander durch einen besonders bezeichnenden Fall zu veranschaulichen; das Überraschende, Nichtalltägliche, das die Geschichte von tausend andern unterscheidet, ist der

*) Vgl. P. J. Arnold, „Goethes Novellenbegriff", Lit. Echo XIV, Sp. 1250f. und „Der Ausbau des Novellenbegriffs" XV, Sp. 1676f.

Kern, das Zentrum. Paul Heyse hat in der Einleitung zum „Deutschen Novellenschatz" dies nach der 9. Novelle des 5. Tages im Dekamerone, wo ein Falke im Mittelpunkt der Begebenheit steht und eine entscheidende Wendung herbeiführt, den „Falken der Novelle" getauft. Er ist nicht etwa die Idee des Ganzen, sondern das in der Begebenheit Ausschlaggebende. Die Entwicklung von Goethe und Kleist und Tieck zu den Neueren zeigt das Fortwirken dieser Theorie von dem für eine Novelle notwendigen plötzlichen Umschwung in einer an sich merkwürdigen Begebenheit. Tieck hält auch an ihr fest, wirkte aber insofern bahnbrechend*), als er Probleme mannigfachster Art aus dem modernen Leben der Gesellschaft, der Literatur und Kunst in die Novelle einführte, wie es im Roman schon üblich geworden war. Das rein Erzählerische tritt dabei natürlich zurück. In geistreichster Weise, doch mit bestimmter „Tendenz", wendet er sich gegen Verkehrtheiten und Vorurteile der Welt, seien diese nun falscher Kunstenthusiasmus, Frömmelei oder gesellschaftliche Lüge, Spuk- und Aberglaube oder Adelshochmut. — —

Storms Muse ist die Erinnerung. Von der lyrischen Erinnerungs-Skizze ging er aus, und so kommt es ihm besonders auf eine gefühls-

*) Vgl. die trefflichen Einleitungen von Gotthold Klee zu Tiecks Schriften. (Bibliographisches Institut.)

mäßige Wirkung, auf die Weckung der Stimmung an. So erklärt es sich, daß er auch noch später seine Novellen in die Form des Erinnerungs-Erlebnisses einzukleiden liebt. Um auch längst Vergangenes durch die Ich-Form zu verinnerlichen und zu vertiefen, holt er vergilbte Tagebuchblätter, schwer entzifferbare Handschriften aus den Truhen alter Zeit hervor. Ob man dabei an Beeinflussung durch Brentano oder andere Rahmenerzähler (Turgenjew u. v. a.) denken muß, ist mehr als zweifelhaft. Ein Dichter, der einen solchen Kultus mit der Vergangenheit und mit deren stummen Zeugen und Überbleibseln von Jugend auf trieb, der trägt solche nordische Romantik des Sehnens und Erinnerns von Hause aus in der Brust. Es ist aber sehr fesselnd und wichtig, bei ihm das andere zu verfolgen, nämlich wie das Bestreben, nicht bloß eine Begebenheit im goethischen Sinne oder die Lösung eines sittlichen Konfliktes, eines psychologischen Problems in der Novelle darzustellen, ihn dazu führt, rückschauend und vorwärts deutend ein ganzes Menschenleben aufzurollen und so nicht fertige Charaktere, wie die romantische Novelle es tat, zu zeichnen, sondern ihre stufenweise Entwicklung aufzudecken. So verketten sich Handlung und Charakter und Schicksal, sei es zu willenloser, wehmütiger Resignation, sei es zu echter Tragik. Somit nähert sich die Novelle, ihr rein episches Wesen verleugnend oder umgestaltend oder erhöhend,

dem Dramatischen, ja seiner höchsten Form, der Tragödie. Tiefste Kunsterkenntnis und geradezu ein Lebensbekenntnis ist für Storm der Brief an Gottfried Keller vom 20. September 1879*), in dem es heißt: „Die Novelle, wie sie sich in neuerer Zeit, besonders in den letzten Jahrzehnten ausgebildet hat und jetzt in einzelnen Dichtungen in mehr oder minder vollendeter Durchführung vorliegt, eignet sich zur Aufnahme auch des bedeutendsten Inhalts, und es kann nur auf den Dichter ankommen, auch in dieser Form das Höchste zu leisten. Sie ist nicht mehr wie einst die kurz gehaltene Darstellung einer durch ihre Ungewöhnlichkeit fesselnden und einen überraschenden Wendepunkt darbietenden Begebenheit: die heutige Novelle in ihrer besten Vollendung ist die epische Schwester des Dramas und die strengste Form der Prosadichtung. Gleich dem Drama behandelt sie die tiefsten Probleme des Menschenlebens; gleich diesem verlangt sie zu ihrer Vollendung einen im Mittelpunkt stehenden Konflikt, von welchem aus das Ganze sich organisiert, und demzufolge die geschlossenste Form und die Ausscheidung alles Unwesentlichen; sie duldet nicht nur, sie stellt auch die höchsten Forderungen der Kunst."

Wie entwickelte sich nun Storms Novellenkunst**)?

*) Keller-Storm-Briefwechsel S. 116.

*) Ich verweise des Näheren auf das Storm-Kapitel in

Storm ward wie in seiner Lyrik, so auch in seiner Novellenkunst von einem sehr strengen künstlerischen Gewissen geleitet. Er bekennt Eggers (S. 24): „Ich habe fest darauf gehalten, nichts zu schreiben, was ich nicht mit meiner Persönlichkeit vertreten konnte, was nicht im Verhältnis zu mir aus einer gewissen Notwendigkeit entsprungen wäre." Seine Dichtungen konnte er daher mit Fug und Recht bei der ersten Ausgabe der „Gesammelten Schriften" 1868 „Zeugnisse seines Lebens" nennen. Je reicher jetzt die Quellen über dieses fließen, desto mehr erkennen wir, wie sehr auch bei ihm das dichterisch Wertvollste in Wahrheit erlebt ist, wie es ihm ein Bedürfnis war, durch freie Phantasiegestaltung seine Seele von einer quälenden Frage zu entlasten oder ein Motiv, zu dem der „Perpendikelanstoß" von außen kam, auch wieder von innen aufzubauen.

Die unerwiderte Phantasieliebe zu der jungen Hamburgerin stimmte den Ton mancher Novelle auf Moll; er romantisierte seine Erlebnisse in Heide und Moor und Geest und im alten Schloß zu Bildern der Erinnerung und Sehnsucht, und heißes

meiner Literaturgeschichte und auf die Einleitungen in meiner Storm-Ausgabe. — Vgl. Hans Eichentopf, „Th. Storms Erzählungskunst", Marburg 1908. Herm. Stamm, „Ein Beitrag zu Th. Storms Stimmungskunst". Erlanger Dissertation, Eckernförde, Heldt 1914. Wilhelm Lobsien, „Die erzählende Kunst in Schleswig-Holstein von Theodor Storm bis zur Gegenwart". Altona-Ottensen 1908, Chr. Adolph.

Herzblut floß mehr und mehr in seine Novellen wie „Späte Rosen“, „Viola tricolor“, „Carsten Curator“. Ihm war sein Schaffen nicht eine auferlegte Arbeit, die er ohne Stimmung, ohne innerlichste Beteiligung des Gemütes hätte leisten können, sondern er wartete die begnadete Stunde ab und goß in das Gefäß der Dichtung den Strom seines bewegten Innenlebens. So begleiten die Novellen ihn durch die Stufen seiner seelischen und künstlerischen Entwicklung hin, die vom Lyrischen zum Epischen und zum Dramatischen, ja Tragischen hinführt, je mehr sein Bestreben hindurchdringt, „den Leser in einer herben Nachdenklichkeit über die Dinge des Lebens zurückzulassen“.

Was war es nun, das sogleich, in den 50er und 60er Jahren, die nicht nur politisch unerquicklich waren, sondern auch einen literarischen Verfall bekundeten, die besten unter seinen Lesern sogleich so wundersam in Bann schlug? Es war zunächst das im einzelnen schwer bestimmbare Gefühl: hier ist ein echter Dichter! Oder sagen wir: es war ein zweifaches Bewußtsein: hier ist wurzelechte Heimatkunst, und hier ist echt dichterische Stimmungskunst! Storms ganzes Dichten ist aus der Liebe zum Heimatlande, aus dem tiefen Verständnis für die Eigenart seiner Heimatgenossen abzuleiten. Er sang das Lied der meerumrauschten Bruderlande Schleswig-Holstein. Und das eroberte und entzückte die Herzen, denn so eng um-

schränkt diese Welt, so urdeutsch ist sie auch. Und das spürte der Süddeutsche und der Österreicher nicht weniger als der Norddeutsche. Die nordische Seestadt, das reiche Patrizierhaus, das Dorf, die Kate, die Junkerhöfe, der Senator und Kaufherr, der Kollaborator, der Förster, der Arbeiter, der Arzt, der Deichgraf, der arme Musikant oder die heitere Künstlerseele, der wackere Buchhalter oder der intrigante Advokat, der hintersinnige Böttchermeister oder ein kleines hinkendes Schneiderlein und ein zappeliger Projektenmacher, liebliche junge Mädchen, die den kurzen Liebestraum träumen, oder seelisch darbende alte Jungfern: sie alle treten getreu ihrer Eigenart glaubwürdig vor uns. Und das wirkte so anheimelnd. Und zu dem Stofflichen trat die reizvolle Gestaltung, die Stimmungskunst eines begnadeten Dichters. Was heißt aber Stimmung? Der junge Goethe deutete den Begriff Schönheit also: „Schönheit ist nicht Tag und nicht Nacht. Sie ist Dämmerung." Das trifft vor allem auf Schönheit der Stimmungskunst zu. Sie meidet das Helle und Grelle und sucht das Verschleierte, Rätsel- und Geheimnisvolle. Sie deutet an, nicht aus. Sie bietet nicht das Letzte und Äußerste, sondern die Linien verdämmern, verschwimmen ins Ungewisse, Unendliche. Oder wollen wir den Begriff „Stimmung" gemäß seinem musikalischen Ursprunge erklären, so wird durch solche Kunst in unserer Seele

eine Saite gerührt, zum Mitschwingen gebracht und zittert leise nach, und dies innere Klingen versetzt uns in einen traumhaften, wohligen Zustand. Stimmungskunst ist daher in ihrem Grundwesen lyrisch.

Storm hat es oft — auch mir gegenüber — ausgesprochen*), daß seine Novellistik sich aus der Lyrik entwickelt hat, daß er zunächst nur einzelne Stimmungsbilder oder solche einzelne Szenen lieferte, wo dem Verfasser der darzustellende Vorgang einen besonderen Keim zu poetischer Darstellung zu entfalten schien; andeutungsweise eingewebte Verbindungsglieder geben dann dem Leser die Möglichkeit, sich ein größeres, geschlossenes Ganzes, ein Menschenschicksal mit der bewegenden Ursache und seinem Verlauf bis zum Schlusse vorzustellen. Diese Bildchen sind zumeist von elegischer Stimmung, von verhaltener Wehmut, von Vergänglichkeitsschauer durchzittert. Es ist ein Leid ohne Herbigkeit, ja einer gewissen Süße nicht entbehrend, ein Schmerz, der die weichen, widerstandsschwachen, mut- und tatlosen Seelen erfüllt: sie verzichten auf das erhoffte Glück, aber es entschädigt der Umstand, daß sie in sich reich sind und in der Einsamkeit nicht alles Glück entbehren. Es ist ein Nichts, das sich vollzieht, und innerlich doch soviel; es ist so still in diesen ersten Versuchen, abseits von schwerer Unruhe und ernstem Kampf.

---

*) Vgl. z. B. Gilbert, „Storm als Erzieher". Lübeck 1904.

Man kann sie nicht besser kennzeichnen, als Keller es getan hat, der sie „sonnig-traurige Geschichten" nennt. In ihnen waltet scheinbar lockere Fügung, und doch werden die geheimsten Falten und Fältchen der Seele bloßgelegt, und der stille Zauber der Natur wird in einer Fülle von Anschauung, in weichem Wohllaut einer aufs feinste abgestimmten Sprache gedeutet. Auch an Spannung gebricht es nicht, da der Leser zwischen den Zeilen das nur eben Angedeutete ausdeuten muß. „Sie habe das an sich, so leise zu überraschen: ‚Es war eine andere Zeit' — sagte Mörike zu Storm. Erinnerung und Sehnsucht, Leid und Heimweh spinnen ihre so zarten, verschleiernden Fäden: „Die blasse Hand zeigte den feinen Zug geheimen Schmerzes", oder „Er hatte jenen weichen Leidenszug um die grauen Augen, der sich nicht selten unter den Friesen findet", oder „Es war ein Antlitz stillen Friedens, in dem freilich auch der Zug des Entsagens nicht fehlte".

Es sind also Dichtungen des Verzichtes, des wehmütigen Gedenkens an unerfüllte Hoffnungen, an verlorenes Glück, die dieser Frühzeit entstammen. Aber Storm wäre kein Künstler, wenn er nicht das einzelne, das er erlebte, durch eine „organisierende Idee" in den Bereich des Allgemein-Menschlichen zu erheben suchte, freilich zunächst noch tastend, aber die Erinnerung ist ihm nicht nur Rahmen, wie so oft bei den Romantikern, sondern

die natürliche Form einer Erzählungskunst, die im Kerne lyrisch ist. So ist in „Marthe und ihre Uhr“ das Erlebte die Erinnerung an ein altes Jüngferlein, das ihm selbst einmal den Hausstand führte, und dazu gibt das Leitmotiv die alte Uhr als beredte Zeugin einstiger Freuden und Leiden. Auch die beiden Bildchen aus der Vergangenheit „Im Saal“ werden innerlich durch einen Grundgedanken verknüpft, nämlich den, daß Altes sinkt und Neues wieder heraufkommt, nicht nur in den Geschlechtern der Menschen, sondern auch in ihren Anschauungen. Von elegischem Zauber umflossen ist „Posthuma“, denn die Erinnerung des jungen Mannes am Grabe seiner Liebe ist nicht schuldfrei. Doch den Typus der Novellen aus der Frühzeit bezeichnet „Immensee“. Hier haben wir den Fortschritt vom Skizzenhaften zur sich rundenden Novelle. Den Anstoß gab ein Erlebnis: in einer Gesellschaft blieb eine junge Dame aus, und man gab als Grund an, ihre Mutter habe sie einem begüterten, aber schon älteren Manne verlobt. Dies Motiv schlug Wurzel, und die erste Blüte war das Gedicht „Meine Mutter hat's gewollt“. Um diese Grundidee der unglücklichen Liebe mit Scheiden und Meiden, mit Wiedersehn und Entsagen schließen sich alle einzelnen Teile zusammen, unter sich verbunden durch die wehmütige Rückschau des einsamen alten Mannes. Am Abend von einem Gange heimgekehrt, ruht er in seinem

Lehnstuhle aus, da streift ein Mondstrahl die Wand und gleitet über ein Bild. „Elisabeth!" Und „er war in seiner Jugend". So taucht aus dem Dämmern der Erinnerung Szene für Szene auf, von elegischer Stimmung umwoben, in zartesten Umrissen; mit feinen kleinen Mitteln wird das Kommende — die Fruchtlosigkeit der Liebe — angedeutet. Gefühlsinnigkeit ist bei Reinhard mit verhängnisvoller Willensschwäche gepaart; die Wasserlilie auf dem Teich, die er, von Ranken umsponnen, im Schwimmen nicht erreichen kann, wird zum Sinnbild seiner Liebe und seines Lebensglücks. Wenn auch hiermit nicht an die blaue Blume der Romantik, sondern an ein eigenes Erlebnis auf den Havelseen angeknüpft wird, so hat der Dichter doch viel Romantisches hineingewoben, besonders mit der traumhaften Naturstimmung, mit der Liebe zu Märchen und Volkslied; doch er hält sich frei von langen Kunstbetrachtungen, die wir z. B. bei Tieck finden. Der Dialog ist noch wenig entwickelt; der Charakter der beiden Liebenden ist gar zu weich; das Harfenmädchen, das der Verstärkung des Hauptmotivs dienen soll, ist eine sentimentalere Schwester Mignons. Erlebtes und frei Gestaltetes und andererseits literarisch Übernommenes streiten hier miteinander. Die „Bestimmtheit" fehlt noch, wie Mörike urteilt. Wohl ist auch in der so wundersam von Poesie erfüllten Skizze „Ein grünes Blatt" die Gegenständlichkeit in der

Schilderung der Heide und des Sommermittags, des Immenhofes und des Alten in hohem Maße erreicht, doch in den Personen, zumal bei dem Mädchen, waltet noch das Zerfließende. Krieg und Landschaftsidyll bilden einen feinen Kontrast, und warmes Heimatgefühl durchdringt das Ganze. Nicht minder zart und duftig ist das Rokokobildchen von dem Reiteroffizier und dem Kaufmannstöchterchen „Im Sonnenschein“. Sanssouci und eine Kindheitserinnerung an das in der Familiengruft gefundene Medaillon gaben den Anreiz; auch hier ist es eine Geschichte von zwei Vereinsamten, die nicht zueinander kommen sollten, aber der Grund liegt in den Verhältnissen, in Vorurteilen, zu deren Überwindung die Seelen nicht stark genug sind. Quälend wirkt infolge solcher Willensschwäche „Angelika“, und Franz Kugler konnte mit Recht dem Dichter empfehlen, seinem Subjektivismus herzhafte Objektivität entgegenzustellen und Stoffe eines starken, gegebenen Gehaltes zu suchen. Schon etwas herbere Striche zeigt „Auf dem Staatshof“, wenigstens in der Schilderung des derben Bauernpaares und der Bettlerin, die wie ein Gespenst der Vergangenheit umgeht; der Charakter des unglücklichen Mädchens wirkt freilich nicht ganz überzeugend, ebensowenig die Tragik ihres Endes. Die Erzählung „Späte Rosen“, einem Freunde in den Mund gelegt, der den inneren Wert seiner Frau erst spät erkennt, ist Erlebnis und

Bekenntnis; sie atmet den Hauch der sich immer mehr vertiefenden Liebe Storms zu Constanze. „Drüben am Markt" lenkt wieder zu „Immensee" zurück, doch den von der Natur vernachlässigten Arzt umspielen in seinem Entsagen leise Lichter des Humors. Das Episch-Tatsächliche nimmt allmählich zu, besonders „Im Schloß", aus Erinnerungen zwar zusammengesetzt, zeigt schärfere Züge; „diese Arbeit bin ich selbst, mehr als irgend etwas", schrieb der Dichter in die Heimat; er hatte seinen Adelshaß und seine Gottesanschauung hineingesenkt. In dem katholischen Eichsfelde rückte das religiöse Moment auch für ihn in den Vordergrund; wie eine edle Frau sich zu stärkerem Glauben und zu stärkerem Vertrauen zu ihrem Manne durchringt, veranschaulicht „Veronika". Auch in der Novelle „Auf der Universität" können wir die allmähliche Wandlung zum Gegenständlichen, zu schärferer Charakteristik und zum erzählenden Typus wahrnehmen, wenn auch mit gewisser Künstlichkeit ein Erinnerungen-Mosaik festgehalten wird; auch hier ist das Motiv wie in den Novellen „Auf dem Staatshof" und „Im Schloß" durch die soziale Scheidung der Stände gegeben; freilich ist dem gewissenlosen Grafen die Schneiderstochter nur ein Spielzeug seiner Lüste; der armen Lore wird die angeborene Anmut und der Eintritt in einen höheren Gesellschaftskreis zum Verhängnis; eine solche Seele kann nicht weiterleben, wenn sie sich

selbst befleckt hat; das klingt mit kraftvollen Akzenten hindurch. Wie hier ist auch in der Erzählung „Von Jenseit des Meeres“ alles auf die Darstellung eines eigenartigen Mädchencharakters eingestellt: wie wird die aus der Fremde Verpflanzte gedeihen, wie wird sie sich von ihrem Heimatboden und dem Mutterherzen lösen? Das spiegelt sich, von schlichtem Rahmen umschlossen, in den lose gefügten Bildern wider. — Allmählich bildet sich eine eigene Stilart der Erinnerungsnovelle immer virtuoser, bis zur Manier bei Storm aus, mit Szenen aus dem Kinderleben, Wiedersehen, Abschied; Jahre werden übersprungen; dann kommt die Erfüllung. Hatte Storm in der älteren Fassung von „Immensee“ die Anklänge an Eichendorff getilgt, so sind sie hier unverkennbar in Bezug auf „Das Marmorbild“. Ganz weich und zart in Linien und Gefühl ist das Weihnachtsidyll „Unter dem Tannenbaum“. Den Typus der Resignationsnovelle bilden „Abseits“ und „In St. Jürgen“ weiter aus. Wer wäre nicht gebannt von dieser lauteren Poesie, die in lyrischen Tönen schwingt, mit der Natur eng zusammenklingend, ob es dort die Heide ist oder ob hier die Schwalben den Chorus bilden?

Schon früh huscht Spukhaftes durch die Novellen Storms hin; auf dem „Staatshof“ geht es um, im Schloß knarrt die Diele, wo des Schloßherrn Sarg stand; der Knabe auf dem Eise sieht

den Sargfisch („Lore"), Gabriel wähnt, an der Schlangenhöhle zu liegen („Ein grünes Blatt"), das Moor stößt einen Laut des Entsetzens aus („Abseits"). So ist es kein Wunder, daß Storm auch eigene Spukgeschichten „Am Kamin" erfunden hat, mit Vorahnung, Ansagen, Träumen und Visionen und anderen spukhaften Begebenheiten. Auch hier wandelt er auf den Bahnen der Romantiker mit ihren Rahmenerzählungen, wie Tiecks „Klausenburg" und E. T. A. Hoffmanns „Serapionsbrüdern". Nichts kann für Storm bezeichnender sein als der Schluß der Geschichten: „Wenn wir uns recht besinnen, so lebt doch die Menschenkreatur, jede für sich, in fürchterlicher Einsamkeit; ein verlorener Punkt in dem unermessenen und unverstandenen Raum. Wir vergessen es; aber mitunter, dem Unbegreiflichen und Ungeheuren gegenüber, befällt uns plötzlich das Gefühl davon; und das, dächte ich, wäre etwas von dem, was wir Grauen zu nennen pflegen." Und dieses Grauen mit dem Spiel einer frei und heiter schaffenden Phantasie zu vermischen, das ist Storms Hauptbestreben in diesen Spukgeschichten. Gewiß ist er auch als Märchenerzähler bei Tieck und Brentano und Hoffmann in die Schule gegangen, aber sein scharfer Kunstverstand und sein feines Empfinden für das innerste Wesen der Poesie ließen ihn erkennen, daß der Märchenkunst der Romantiker vielfach die Ungebrochenheit und Naivität der

unverbildeten, kindlichen Seele fehle, daß immer Tendenzen, geistreiche Beziehungen, metaphysische Probleme, magische Geheimnisse sich vordrängen. Er löste sich aus dem Bann von Allegorie und Symbolik. Im „Kleinen Häwelmann" wandelt er auf Andersens Spuren. In der „nachdenklichen Geschichte" „Hinzelmeier" hatte er selbst, nach seiner Meinung, noch halb reflektierend daneben gestanden, zum Märchenwunder gehöre aber der volle Glaube; nicht soll eine bewußte Tendenz das Ganze hervortreiben, sondern die Idee soll sich ungezwungen, unmittelbar ergeben; die sinnliche Anschauung in voller Greifbarkeit und innerer Wahrheit ist ihm die Hauptsache. Aufs glücklichste wird in der „Regentrude" der Übergang von der Wirklichkeit in die Unwirklichkeit des Märchens erreicht, mit zarten, sicheren Linien, ohne Schnörkel und Arabesken, mit jener Folgerichtigkeit, wie sie dem Mythus eigen ist. Am geschlossensten erschien ihm selbst „Bulemanns Haus", das Phantasma des verödeten Herzens, dem die Spottgeburt seiner menschlichen Regungen allmählich zum Schreckgespenst aufwächst; dagegen liegt ein jungfräulicher Hauch voll Schönheit und Poesie auf dem „Spiegel des Cyprianus"; der hält die Mitte zwischen Sage und Märchen und nähert sich der psychologisch motivierenden Kunst der Novelle, zumal der späteren Chroniknovellen mit ihren harten Geschicken und düsteren Taten. — Den ursprünglichen

Charakter der Novelle als einer mündlichen Erzählung, die vor den Hörern eine besondere Begebenheit aufrollt, oftmals um einen in der Unterhaltung aufgeworfenen, allgemeinen Satz zu erweisen, bewahrt ganz rein „Eine Malerarbeit“. Darüber schwebt der Satz: „Man muß sein Leben aus dem Holze schnitzen, das man hat“, und der bucklige Maler „praktiziert“ sich allmählich, in schwerem Seelenkampfe, bei der Umformung eines Gemäldes (es ist das Sinnbild seines Lebens) aus dem Vordergrund in den Hintergrund, und dieses resignierte Verfahren glättet der Humor. Der blitzt auch in der „Halligfahrt“ auf, wenn auch ironisch gefärbt, denn der Vetter ist in seine Meereseinsamkeit geflüchtet, aus Haß gegen die anmaßende Welt geheimrätlicher Arbeitsmaschinen mit ihrem knarrenden Räderwerk; Jugendliebe streifte seinen Weg, ohne Erfüllung zu gewähren. Endlich einmal spüren wir bei Storm den vollen Atem des Meeres, die Poesie des sonnenbeschienenen, von Vögeln umflatterten Strandes und des Sturmes, der sein Weltmeerkonzert aufführt, und der Glocken von Rungholt, deren Klänge über die stille friedliche Fläche hinschweben. Hat hier Storm mannigfache Motive ineinandergeschlungen, ohne eine rein befriedigende Geschlossenheit zu gewinnen, so gelang ihm dies in vollem Maße in „Draußen im Heidedorf“. Der Stoff ist seiner gerichtlichen Tätigkeit entnommen, aber die herben Ge-

schehnisse sind ganz auf den Boden des rein Seelischen gestellt, und hineingeflochten sind Fäden des Aberglaubens voll Geheimnis und voll Grauen, so daß es im Ungewissen bleibt, ob rätselhafte Mächte oder die verführerische Schönheit des Slowakenmädchens den jungen Bauer berücken und verwirren und in den Tod treiben. Wir sehen auch hier, wie die Gestaltungskraft des Dichters wächst, wie er den spröden Stoff meistert, wie er auch in die Seelen einfacher Dorfleute hineinleuchtet, wie er die große Linie der Novelle festhält und zugleich die Bestimmtheit in den kleinen besonderen Zügen mit großer Sorgfalt herausarbeitet. Sonnenhell tritt uns diese Kunst „Beim Vetter Christian" entgegen. Ein urgemütliches Behagen und warmes Familiengefühl, Farbenechtheit der Zeichnung und Andacht zum Kleinen und Unscheinbaren sind hier vereinigt und durch künstlerischen Humor geadelt. Das Geringste wie das Wichtigste ist, wie Kuh mit Recht rühmt, mit wahrhaft epischem Geiste sinnlich gemacht: „In Ihrem ‚Christian' ist nicht eine einzige Faser lyrisch geblieben, was doch wahrlich nichts Schlimmes wäre, da die holde Unentschiedenheit zwischen zwei poetischen Gattungen einzelnen Ihrer Erzählungen eine so schöne Sonderstellung verleiht."

Aus Fäden innerlichsten Selbsterlebens ist „Viola tricolor" gesponnen; der Kampf der Gattin mit dem toten Schatten der ersten Frau,

der Kampf der Stiefmutter um die Seele des Stiefkindes, sodann die Macht der Vergangenheit, die Fortwirkung des Entschwundenen und scheinbar Verblaßten, in dem verwilderten Garten symbolisiert, den kein Fuß seit dem Tode der ersten Frau betreten hat, die Auflösung alles Begrifflichen in lebensvolle Sinnfälligkeit, ja, eine Zeichnung seelischer Vorgänge bis an die Grenzen des Darstellbaren; alles das verleiht der Novelle einen hohen Reiz; „die ganze Erzählung zittert" — wie Kuh sehr fein bemerkt — „leise, wie die Luft über der Flamme".

Wir sehen den lyrischen Erzähler immer mehr zum epischen Erzähler sich auswachsen. Doch es gab auch phantasiearme Zeiten, zumal nach dem Tode Constanzes; so griff er wieder zu Motiven seines Heimatstädtchens und plauderte von dem seltsamen „Amtschirurgus", von „Lena Wies", von „Zwei Kuchenessern der alten Zeit", wie in einer laterna magica nach E. T. A. Hoffmanns Muster Bilder einer verblichenen Welt hervorzaubernd, und er erwies sich als Meister einer Jugendgeschichte in „Pole Poppenspäler" gerade dadurch, daß er nicht für die Jugend hier schrieb, sondern ein ganzes, wenn auch noch so schlichtes Menschenleben mit seiner Lust und mit seiner Tragik aufrollte. Mit goldenem Humor ist der Kasperle umflossen, und sein Ende erhebt und erschüttert uns zugleich. — Einen merkwürdigen Ein-

schnitt in der Novellenentwicklung bei Storm bezeichnet „Waldwinkel", technisch sehr fein aufgebaut, berückend in dem Zusammenklang von Natureinsamkeit und Minnespiel, doch unerquicklich in dem pessimistischen Ausklingen, mit der Treulosigkeit des kalt berechnenden Weibes; der Dichter knüpfte an eine erlebte Gerichtsverhandlung an und nahm zugleich mit diesem „Zu spät", das der Held der Novelle an sich erlebt, Abschied von Jugend und Liebeslust; — insofern mußte auch diese Geschichte geschrieben werden, wie er bekennt. Ein etwas grotesker Humor waltet über der Vereinsamung der Schönen, die einst ein grausames Spiel mit Männerherzen zur Zeit ihres Jugendglanzes gespielt hat, in der Erzählung „Im Nachbarhause links"; um so reiner bricht der Humor in der von Meeresatem durchwehten Novelle „Psyche" hindurch. Heller Sonnenschein überwindet das Wolkendunkel und umleuchtet das Schicksal junger lebensfroher Menschen, wie es dem schwerblütigen Dichter so selten glücken wollte; hier haben wir echte, erlebte Meeresromantik, und wenn auch ein Kunstproblem aufgeworfen wird, so hören wir doch nicht langatmige Kunstbetrachtungen, wie in den Künstlernovellen der Romantiker (wie Wackenroder, Tieck, Novalis, Eichendorff u. a.), sondern alles Besondere wird ins freie Reich allgemeinen Menschentums emporgehoben. So ist auch voll Harmonie das sanfte Ausklingen

der Lebenssymphonie des bescheidenen „Stillen Musikanten“, stammte doch die Erzählung aus den heiligsten Tiefen der Dichterseele, war jener doch sein „heißgeliebter Junge“. — Wir spüren es in der Entwicklung seiner Novellenkunst, wie das Leben selbst mit schwerem Leid und mit bitterer Sorge tiefe Furchen im Herzen des Dichters erst hat ziehen müssen, um ihn zur Höhe echter Tragik emporzuführen; wie Strahlen in einen Brennspiegel, sammelte Storm die Kräfte seiner Künstlerbefähigung in den Meisterwerken seines letzten Lebensjahrzehnts, zumal in den Chroniknovellen. Die Motive gewinnen an Vertiefung, die Lösungen an innerer Leidenschaft und Kraft. Nicht mehr Laune des Schicksals oder Schwäche des Charakters führt das Ende herbei, sondern der Mensch geht in seinem Widerstande, den er zu leisten sucht, unter höheren Gewalten unter. — Andererseits bot dem Innenleben des Dichters das Glück der zweiten Ehe mehr Ruhe und Festigkeit und somit jene Heiterkeit der Seele, ohne die ein Schaffen aus der Fülle des ganzen, in sich gesammelten Menschen nicht möglich ist. — So verbindet sich der Meißelschlag des zum Meister sich entwickelnden Künstlers mit dem Herzensschlage des edlen Menschen. Und so weiß er allen Zauber des Süßen und des Herben, worüber er gebietet, in dem melodischen Flusse der Sprache, in der träumerischen Romantik der Naturschilderung, ob es des

Frühlings Erwachen, ob es die wundersam lüsterne Juninacht oder des Waldes geheimes Dunkel betrifft, und in der psychologischen Entwicklung von Liebe und Haß unter den Menschen auszubreiten. Alles das bekundet „Aquis submersus“. Was trieb ihn wohl zu dem Stoffe? Bei der Enge seiner Umwelt und bei der geringen Beweglichkeit seiner Phantasie mochte der Dichter fürchten, der Manier zu verfallen; daher schöpfte er aus jenem Quell, der unversiegbar fortrauscht, aus der Geschichte vergangener Jahrhunderte. Doch er schweifte nicht ins Weite, sondern er blieb auch hierin auf heimatlichem Boden. Mit außerordentlicher Gründlichkeit, die sein künstlerisches Gewissen allezeit forderte, versenkte er sich in die „alten Tröster“, die Husumer Chroniken von Krafft, Goldschmied und Laß*), denn es kam ihm ja gar nicht auf die großen geschichtlichen Personen und Ereignisse an, sondern auf die „Zeitfarbe“, auf Echtheit der Verhältnisse in Tracht, Mode, Sprache, Brauch, Recht, Sitte, Aberglaube, und dies auch wiederum nicht, um etwa — wie Riehl — ein kulturgeschichtliches Zeitbild zu entwerfen oder — wie Dahn, Wolff, Ebers — moderne Menschen mit altertümlichem Gewande zu behängen, sondern er suchte sich in die Art, in den Geist der fernen Zeit hinein-

*) Eine sorgsame Arbeit lieferte Dr. Therese Rockenbach: „Theodor Storms Chroniknovellen. Eine Untersuchung über Quellen und Technik“, Braunschweig, G. Westermann, 1916.

zufühlen, um das Ewig-Menschliche, das nur in den Formen wechselt, aus dem dunklen Brunnen der Vergangenheit heraufzuholen. Er wollte Menschenherzen wieder in Leidenschaft schlagen machen, die längst vermodert sind, wollte Probleme und Konflikte darstellen, die immer wieder in neuen Wandlungen die sich allzeit gleich bleibende Volksseele aufwühlen. Wieder zerschellt das Glück zweier Menschen an dem Vorurteil der Zeit, an dem Standesunterschied, der sie trennt, und an dem brutalen Hochmut dessen, der die Macht hat. Die Charaktere — besonders der Gegner des Paares — sind, zumal im ersten Teil, mit fester Hand entworfen, und die Sprache wiegt sich in edelstem Rhythmus, der Redeweise vergangener Zeiten sich anpassend.

Nahe verwandt in Stoff und Stil und Tragik ist „Renate", doch zu dem Konflikt, der in den trennenden Schranken (zwischen Bauerntochter und Pfarrerssohn) liegt und durch ein Versprechen am Totenbette noch verschärft wurde, gesellt sich der Kampf zwischen Wahn und Aufklärung, zwischen der verblendeten Menge und dem überragenden Einzelnen. Jugenderinnerungen bilden auch hier den Rahmen, und alte verblichene Manuskripte erstehen zu neuem Leben. Liebliches mischt sich mit Grausigem, Übernatürliches und abergläubisch Angestauntes gewinnt den Anschein des Natürlichen. So fällt ein sehr geschickt gestaltetes Zwielicht auf

die Handlung und die Personen; Teufel- und Hexenglauben zerstören ein Liebesglück; doch dies lebt wenigstens in stillem Entsagen friedevoll fort. „Ekenhof“ versetzt auch in graue Vorzeit. „Es klingt wie eine Sage“, hebt es an; keine Rahmen-, keine Ich-Erzählung, sondern wie „aus dem Nebel herausgetuscht“, treten die harten Menschen vor uns und wechseln die dramatisch bewegten Bilder ab. Das Dämmerlicht zwischen Sage und Geschichte rückt die Erzählung nahe an den „Cyprianus“ heran; ungemein sorgfältig auch im Stil durchgefeilt, zeigt die Novelle in Erfindung, Durchführung und Färbung die Meisterhand; das Problem gibt das Verhältnis zwischen Vater und Sohn, das am erbarmungslosesten in „Carsten Curator“ im Bunde mit der unerbittlichen Tragik der Vererbung erscheint.

Wie in „Ekenhof“ der Haß des Vaters gegen den Sohn, so führt in der „Chronik von Grieshuus“ der Haß zwischen Bruder und Bruder die tragischen Geschicke herbei. Dort tritt noch die Geschwisterliebe als trennende Macht hinzu, hier wieder die Standesverschiedenheit, und zugleich wirft die Schicksalstragödie ihren Schatten hinein, die an dem für das Geschlecht verhängnisvollen Tage neues und letztes Unheil entstehen läßt.

Wie in „Aquis submersus“ der Spruch steht:

Gelief as Rook un Stoof verswindt,
Also sind ok de Minschenkind,

so schließt die Chronik mit des Dichters eigenster Lebensüberzeugung:

Auf Erden stehet nichts, es muß vorüberfliegen;
Es kommt der Tod daher, du kannst ihn nicht besiegen.
Ein Veilchen weiß vielleicht noch wer, was du gewesen,
Dann wird das weggekehrt, und weiter fegt der Besen.

„Ein Fest auf Haderslevhuus" mutet uns wie eine Märe aus dem zwölften Jahrhundert oder wie ein Minnelied voll Wonnen und Weh an; ihr Reiz liegt in den Kontrasten des Duftigen und des Herben, des Zarten und des Grausigen, in dem Auf und Ab der süßseligen und düsteren Stimmungen. Denn es ist eine todgeweihte Minne, von der dies Lied singt; ein Glück, das so zart ist, wie aus Seide und Mondenschein gesponnen, vermag nicht zu dauern, und ein Seelchen, wie das Dagmars, muß verbluten, wenn dem Liebessehnen keine Erfüllung wird. Auch hier ist für Storm nicht die Darstellung vorübergegangener Lebensformen das Wesentliche, sondern die des rein Menschlichen, d. h. für uns Ewigen; nicht auf die Zeitströmung kommt es ihm an, sondern auf die Tragik, die im Menschenleben waltet und auch das holdeste Glück der Vernichtung weiht. Man mag den opernhaften Schluß tadeln und das Ganze nicht voll befriedigend nennen; im ein-

zelnen blüht doch eine Fülle des Schönen. In der Novelle „Zur Wald- und Wasserfreude" durchkreuzen einander zwei Motive: das der unbezwinglichen Sehnsucht, die ins Weite treibt, und das der Liebe, die an Standesvorurteilen zerschellt, auch stört das Schwanken zwischen rein Humoristischem und Tragischem. Auch die Erzählungen „Im Brauerhause" und „Es waren zwei Königskinder" zählte Storm zu den „anspruchslosen"; dort vernichten Aberglaube und Irrtum das Glück einer Familie; hier lassen innen tief verankerte Vorurteile ein Glück nicht reifen, freilich vermag der gar zu unselbständige und nervöse Charakter des Künstlers nicht ganz zu überzeugen, so liebevoll auch die Einrahmung den Erzähler — es ist Karl Storm — umfängt. — Herzerquickend und heiter, wie „Psyche" und „Beim Vetter Christian", ist trotz des harten und zeitweilig bedrohlichen Zwistes zwischen zwei ehrsamen Brüdern die Novelle „Die Söhne des Senators". Warmes Familiengefühl und echter Bürgerstolz schöpfen hier aus der Fülle der Poesie, die alte nordische Patrizierhäuser trotz ihrer äußeren Nüchternheit beseelt. Die Charakteristik der Haupt- und Nebenpersonen ist zwingend, und Keller konnte mit Recht feststellen, daß Storm an Straffheit und Kraft der Komposition und Darstellung eher zu- als abnehme, und Heyse rühmte: „Das Dinglein wimmelt von hübschen, zarten und kräftigen Details".

Wie hier der Humor in der Kleinstadtidylle mit vollem Behagen sich tummelt, so entbehrt seiner auch nicht „Der Herr Etatsrat“, so grausig und abstoßend er auch erscheinen mag. Storm schreibt selbst einmal in seinem Tagebuche: „Das ästhetisch und moralisch Häßliche muß durch den Humor wiedergeboren werden, um in der Kunst verwendet werden zu können; dann entsteht das Groteske“. Das Groteske ist eine äußerste Spielart des Komischen; es muß den Zug zur phantastischen Größe haben, und der komische Widerstreit liegt zwischen dem ungeheuerlichen Wertanspruch und der inneren Hohlheit. Storm weiß vortrefflich den Grundton sogleich am Anfange anzuschlagen und zugleich die lebendigste Spannung zu erregen mit der in einer Gesellschaft an ihn gerichteten Frage: „Sie müssen ja die Bestie noch in Person gekannt haben!“ Und wahrlich dieser Trunkenbold und Erzrabenvater, der aus Gier nach Genuß und schnödester Selbstsucht zusammengesetzt ist, wird unerträglich durch seine Steigerung des Größenwahns ins Kolossale, der somit ins Grotesk-Komische umschlägt. Daß die Canaille (auch in Gestalt des gewissenlosen Käfer) triumphiert, entspringt der „Stimmung einer etwas finsteren Weltanschauung“, wie Storm selbst eingesteht. Vom künstlerischen Standpunkte aus aber bezeichnet die Novelle eine höchst interessante Problemstellung und Problemlösung. — Auch in „Hans

und Heinz Kirch" geht der Sohn an dem Vater zugrunde; hier ist es der starre Ehrgeiz des Alten, der alle Liebe und Milde ertötet; mit der Wucht einer eisernen Notwendigkeit vollziehen sich die Geschicke; der verlorene Sohn wird abgewiesen; aber auch des Vaters Leben ist zerstört; ihn höhnt mit seinem Ewigkeitsglauben der Sozialdemokrat; das Versöhnende in dem düstern Bilde bietet die „allbarmherzige Frauenliebe", die sich des vereinsamten, halb kindischen Greises annimmt. — Auch in „Schweigen" scheint alles auf eine Katastrophe hinzudeuten, doch der Dichter biegt am Ende die Spitze um, mehr aus äußeren als aus inneren Gründen. Hier breitet sich der Schatten einer verhängnisvollen Naturanlage düster über ein junges Menschenglück aus; in „John Riew'" besteht er in der furchtbaren Erscheinung der Vererbung, die so verheerend Opfer auf Opfer im Leben fordert und Storm so vielfach Stoff zum Grübeln, aber auch zum Gestalten gab. In John Riew' selbst hat er eine seiner bestgefügten Figuren geschaffen. Und wahrlich, die Entwicklung seiner Kunst zeigte mit dem Alter des Dichters keine Abnahme der Gestaltungskunst, sondern nur eine stetig fortschreitende Reife. —

Storm fühlte sich allezeit als treuen Sohn seiner Heimaterde und hatte ein tiefes Verständnis für die „kleinen Leute". So hat er in „Bötjer Basch" mit großer Liebe alles Zuständliche in den engen

Wänden eines schlichten Handwerkers gezeichnet und dieses bewegliche Männchen mit seinem Papchen und das alte Jüngferlein Riekchen Therebintchen mit freundlichen Lichtern des Humors überstrahlt; und wie sich das Schicksal des Alten in seiner Einsamkeit immer düsterer gestalten will, zieht der Dichter den gütigen Zufall herbei und löst alles noch in Freude und Glück auf; der sinnverwirrte Meister wird vom Ertrinken errettet, das Papchen findet sich wieder ein, der Sohn kehrt aus Kalifornien heim, und eine glückliche Heirat krönt das Ganze.

Eine strengere Folgerichtigkeit waltet in der Erzählung „Der Doppelgänger", die der Dichter leider in einen etwas verzwickten Rahmen gespannt hat; im übrigen aber weiß er uns ein armes, von schwerem Schicksal heimgesuchtes Menschenleben mit jener humanen Gesinnung vorzuführen, die auch einen Zuchthäusler und Mörder und Dieb mit Verstehen und Verzeihen zu umfassen weiß. Denn was dieser Arme fehlt und leidet, ist mehr die Schuld der Allgemeinheit als die des einzelnen. Das ist bei Storm nicht eine soziale Tendenz (im engeren Sinne des Wortes), sondern die Idee ergibt sich wie die Frucht aus der Blüte. Und gerade in Dichtungen unserer Tage taucht der Gedanke immer häufiger auf, daß in unseren rechtlichen Verhältnissen nicht alles der echten Menschlichkeit entspricht, daß vielmehr selbst

der Tüchtigste nur schwer sich wieder emporzuheben vermag, wenn er einen Makel auf sich geladen hat, und mochte dieser auch durchaus nicht der Selbstsucht, sondern den edelsten Beweggründen entspringen; ich nenne nur Dehmel, „Die Menschenfreunde", Artur Brausewetter, „Die große Liebe" und Karl Strecker, „Der Pfeifenkönig"." — Auch eine Frage, die vor dem Gewissen eine andere Beantwortung als vor dem Richter findet, wirft Storm in der tiefgründigen Seelenanalyse, die er „Ein Bekenntnis" überschrieben hat, auf. Es ist die Frage: darf man sein Liebstes, das man hat, töten, um es von unerträglichen Qualen zu befreien? Und was wird aus dem, der es getan hat? — Daß ein Arzt selbst es ist, der den flehentlichen Bitten des gemarterten Weibes nachgibt und daß er hernach sogar die Heilbarkeit des Leidens erfahren muß, das verleiht dem Problem die Vertiefung, dem Schuldgefühl die Schärfe. Wie aus diesem Kern heraus sich alles entwickelt, wie auch das Visionäre, das gespenstische Traumgesicht den Reiz des Unheimlichen noch erhöht, wenn damit auch ein neues Motiv sich einschleicht und die Einheitlichkeit stört, das ist mit virtuoser Kunst einer ein ganzes Leben ausbreitenden Erinnerungsnovelle dargestellt. Wundervoll ist der Gedanke von der „Heiligkeit des Lebens", der ungesucht hervorblüht: „Das Leben ist die Flamme, die über allem leuchtet, in der die Welt ersteht

und untergeht; nach dem Mysterium soll kein Mensch, kein Mann der Wissenschaft seine Hand ausstrecken, wenn er's nur tut im Dienst des Todes, denn sie wird ruchlos gleich der des Mörders." — Alle Kraft und alle Kunst, deren Schwinden oder Erlahmen der greise Dichter in selbstquälerischer Weise zu spüren wähnte, hat er mit kaum zuvor erreichter Meisterschaft in der Novelle aufgeboten, die seine letzte sein sollte. „Der Schimmelreiter" krönte sein Lebenswerk und schließt in sich alles das, was seiner Novellenkunst Glanz und Wärme und tiefe Wirkung verleiht: eine geschickte Einrahmung, die zu der Ich- und Erinnerungs-Novelle hinüberleitet, und vor allem ein ganzes eigenartiges Menschenleben, das in den entscheidenden Momenten, in knappen Einzelbildern uns vorgeführt wird, das Werden und Reifen eines seine Umgebung Überragenden, die zarte, keusche Liebe zweier Edelnaturen, aber auch brennenden Ehrgeiz, der in wachsendem Machtgefühl immer höher strebt, bis er seine Schranke und sein tragisches Ende findet. Aber auch ein ganzes Volkstum erschließt sich uns, mit Spuk- und Aberglauben, voll Grauen vor dem Geheimnisvollen und Rätselhaften, in bunter Mischung von Phantastik und Wirklichkeitssinn, das Leben an der Wasserkante mit seiner Abhängigkeit von Wind und Wetter und Wogendrang, die Landschaft, die Macht der Elemente, die alles menschliche Sinnen und Be-

rechnen, und sei es noch so klug, zerbrechen und vernichten.

So klingen in diesem Schwanengesange des Dichters die Natur in Sturm und Unwetter und die Menschenwelt in Verblendung und Wahn, Zartes und Gewaltiges, Menschengröße und Menschenohnmacht zu einer Symphonie von tragischer Wucht zusammen, wie es nur irgend im Rahmen einer Novelle, der „epischen Schwester des Dramas", erreicht werden kann.

So sehen wir: Storms Novellenkunst befreite sich allmählich aus den Fesseln einer lyrisch-elegischen Romantik, die ihm im Blute lag und zugleich in literarischen Einflüssen Nahrung fand. So wurde sie in Form und Gehalt reicher und reifer und männlicher; sie strebte in der Behandlung seelischer Konflikte und Probleme jenem poetischen Realismus zu, der die Wirklichkeit zwar erhöht, aber nicht verfälscht, der die Naturwahrheit der Darstellung mit einer das Ganze durchdringenden Grundidee psychologischer oder sozialer oder sittlicher Art verbindet. Treffend hat Paul Heyse die Entwicklung des Künstlertums bei Storm mit dem Sonett gezeichnet:

So zart gefärbt wie junge Pfirsichblüten,
So duftig wie der Staub auf Falterschwingen,
Sahn wir dich sommerliche Gaben bringen,
Im stillen Herzen Märchenschätze hüten.

Doch als die Tage heiß und heißer glühten,
Du sie verlorst, der galt dein junges Singen,
Begann ein Ton aus deiner Brust zu dringen,
Wohl stark genug, dein Wehe zu vergüten.

Nicht Märchen mehr und Träume wie vorzeiten,
Wach schilderst du des Lebens bunte Szenen
Im Panzer goldner Rücksichtslosigkeiten.

Und deine Falter zeigen sich von denen,
Die gern in Flammen sich ihr Grab bereiten,
In helle Glut gelockt von dunklem Sehnen.



Anhang:

Briefe Theodor Storms an den Verfasser



Hademarschen, 5. Okt. 83.

Geehrter Herr Doktor!

Ihre Karte fand ich gestern bei Rückkehr von einer mehrtägigen Reise. Leider ist die bemessene Zeit fast verflossen; doch werde ich morgen Sonnabend, nachmittag von 4 Uhr an dem Besuch von unseres Ernst Studienfreunde mit Vergnügen entgegensehen.

Ihr ergebener
Th. Storm.

Hademarschen, 3. 1. 85.

Herzlichen Dank für Ihr Buch, lieber Herr Doktor, in das ich aber erst nach Vollendung unserer zirka dreiwöchentlichen Husumreise werde einsehen können.

Ihren Neujahrswunsch erwidere ich von Herzen, da ich erst eben vom Bette aufgestanden bin. Ich pflege in dieser Zeit etwas am Rande des Abgrunds hinzugehn.

Ich und die Meinen grüßen Sie freundlich
Ihr Storm.

Hademarschen, 4. Mai 87.

Geehrter Herr Doktor!

Die Zeitungen sagten freilich neuerdings, ich sei genesen und arbeite an einer neuen Novelle; auch ist das letzte richtig, aber die Genesung ist keine

ganze; der alte Leib hat das fünfmonatliche Krankenlager doch nicht ungestraft ertragen können, und es ist etwas nachgeblieben, das mir meine sonst gerechtfertigte Aussicht auf das lange frische Alter meines Vaters wohl zerstört hat.

Wollen Sie mir die Ehre erweisen, mir zu meinem 70. Geburtstag Ihr neues Buch zu widmen, so nehme ich das mit herzlichem Danke an. Wollen Sie Pfingsten bei uns anklopfen, so wäre das sehr lieb von Ihnen; ich bitte dann am 31. Mai oder 1. Juni zu kommen, da ein Besuch meiner brüderlichen Familie aus Husum uns keine ruhige Zeit lassen würde und ich voraussichtlich am 2. Juni für den ganzen Monat zu meinen Kindern nach Grube gehe. Kommen Sie aber, bitte, womöglich zu Mittag.

Mit der Bitte, Dr. v. Fischer-Benzon freundlich zu grüßen und ihm zu seiner amtlichen Verbesserung von mir Glück zu wünschen,

Ihr ergebener
Th. Storm.

Meine Frau, die freundlich grüßen läßt, sagt mir eben, daß zu Mittag von Albersdorf kein Zug geht. Kommen Sie also, wenn es Ihnen paßt, an einem dieser beiden Tage. D. O.

Hademarschen, 4. Septbr. 87.

Verzeihen Sie mir, lieber Herr Doktor, daß ich Ihnen noch nicht antwortete; mir ist kümmerlich zumute gewesen in diesen Tagen, und da ist das

Schreiben Schmerz. Möge Ihr neugeborener Junge sich zu Ihrer und Ihrer Frau Freuden entwickeln und dazu helfen, die Bande Ihrer zweiten Ehe immer fester zu weben, wie es mir mit meiner Jüngsten so glücklich ergangen ist, und bringen Sie der jungen Mutter meinen freundlichen Gruß!

Eine besondere Freude haben Sie mir mit dem heute empfangenen Abdruck aus den Preuß. Jahrbüchern gemacht; ich danke Ihnen herzlich dafür! Nur gut, daß ich nicht im vorigen Winter dahingerafft wurde, um endlich auch von andern zu hören, was ich seit 40 Jahren bei mir selbst gewußt habe.

Ihr Th. Storm.

Hademarschen, 12./9. 87.

Lieber Herr Doktor, gestern erfuhren wir durch dessen Schwester von dem Unheil, was unserm Festredner Dr. Schütze widerfahren ist. Es tut uns allen bitter leid, zumal ich mich des Gefühls nicht erwehren kann, daß er sich den Zufall (sic! statt Anfall) durch zu regen Eifer für meinen Geburtstag zugezogen hat. Nun muß gerade er fehlen, der sich so auf den Tag gefreut hat.

Ich wage nicht, an ihn selbst zu schreiben, so wende ich mich an Sie mit der Bitte, mir einige Auskunft über ihn zugehen zu lassen und im Fall Sie ihn sehen können, ihn unserer äußersten Teilnahme zu versichern.

Können Sie mich benachrichtigen, welche Damen und ob eine oder zwei aus Kiel kommen (sie werden bei Dr. v. Brinken einquartiert) und wer etwa die Partien als Vertreter für Schütze beim hiesigen Diner übernehmen wird, so wäre es mir angenehm.

Bei Ihnen ist hoffentlich Frau und Kind gesund, uud bitte ich, mich ersterer freundlich zu empfehlen.

Daß die Kieler Zeitung Ihren feinen qu. Artikel teilweis reproduzierte, war mir lieb. Lesen Sie einmal, was Schorer von einem grünen Jungen in seinem Familienblatt über mich zu einem abscheulichen Holzschnitt hat schreiben lassen, u. a. Zeitschriften.

Ihr Th. Storm.

Sie werden Haus an Haus mit uns bei Kaufm. Lüthje Ihr Quartier finden.

Hademarschen, 7. Novbr. 1887.

Lieber Herr und Freund!

Den gewichtigen Band des Naturgefühles bis in unsere Zeit habe ich mit Dankgefühl in Empfang genommen. Schon der harmonische grüne Band berührte mich sympathisch, und ich würde Ihnen sogleich geantwortet haben; aber ich mußte mich doch erst ein Stück hineinlesen, was rebus sic stantibus nicht so einfach war; denn mein Magenleiden hatte einen Grad erreicht, daß es

mir nachts den Schlaf raubte und mir tags die Stunden ernsterer Beschäftigung auf ein Minimum herabdrückte, und da verlangte „Der Schimmelreiter", eine sehr schwierige Novelle, die in das Aprilheft der Deutschen Rundschau soll, täglich wenigstens ein Stück weitergeschoben zu werden. Seit ein paar Tagen aber geht es mir besser, und da habe ich mit Freuden gesehen, wie der Inhalt Ihres schönen Buches mir ebenso entgegenkommt wie das Äußere. Die energisch von Ihnen durchgeführte Aufstellung, daß das Naturgefühl auch bei den Alten da ist, daß es sich allmählich mit dem Sentimentalen der Neueren berührt, ist mir sehr einleuchtend. Am meisten hat mich das beim „Tibull" überrascht; Sie kennen vielleicht das anmutige Buch von Gruppe, wobei, ich meine auch Geibel mitgeholfen. Catull ist mir leider unbekannt; gibt es etwa in dem klassischen Liederbuch von Geibel, das ich nicht besitze, eine gute Übersetzung von ihm?

Ich werde nun langsam in Ihrem mir zugeeigneten Buche weiterlesen; der Frühling führt uns dann hoffentlich wieder einmal zusammen, falls nicht auch der Winter Sie einmal nach Albersdorf führen sollte.

Die Meinen grüßen Sie freundlich, Sie und, noch unbekannterweise, Ihre Frau.

Ihr ergebener
Th. Storm.

Hademarschen, 16./11. 87.

Lieber Herr und Freund, den Artikel der Cottaschen Zeitg. sende ich sofort zurück; eine Zustimmung von offenbar so sachverständiger Seite ist ebenso wertvoll als erfreulich. Möge bald mehr dergleichen folgen. — Auch in Ihren Catull habe ich mich schon hineingestürzt, bin aber noch nicht fertig geworden, da mein „Schimmelreiter" besondere Abschweifungen jetzt verbietet. Gesundheitlich geht es mir jetzt ganz leidlich. Mit der Bitte um freundliche Empfehlung an Ihre Frau Gemahlin Ihr Th. Storm.

Hadem., 26. Dezbr. 87.

Lieber Herr Doktor!

Ich war Ihnen dankbar, daß Sie mein „Bekenntnis" im Correspondenten zur Sprache brachten; hatte doch eben eine Hambgr. Dame schriftlich mir bedauert, daß nichts Neues von mir da sei. Daß der Aufsatz nicht so scharf gelungen war, wie beim „Doppelgänger" lag wohl an meiner Arbeit; und Sie hätten es wohl als einen Compositionsfehler rügen müssen, daß der visionäre Traum zu Anfang für das, was er schließlich der Entwicklung bedeutet, zu stark hervortritt. Ich wußte das schon, als ich halb zu Ende war; aber — die Müdigkeit des Greisenalters! Übrigens bin ich selbständig auf das Thema gekommen, und zwar einen Tag früher, — ich war damals vor

etwa 2 Jahren in Hambg. — bevor ich dort v. Heyse einen Brief erhielt, daß er es bearbeitet habe. Ich schrieb ihm das sogleich, auch daß bei mir es sich ganz anders wende. Übrigens ist nur bei Heyse das Thema einfach: „Ist es gestattet, einem Unheilbaren oder einem als unheilbar Erkannten zum Tode zu verhelfen?" Das meinige war: „Wie kommt ein Mensch dazu, seinem Liebsten den Tod zu geben? und, wenn es geschehen, was wird dann aus ihm?" Daher gehören zu meinem Motiv die später erkannte Heilungs-Möglichkeit und die Ablehnung einer neuen Liebe. — — — — Ich befinde mich, leider, schwach; neulich wieder einmal Nierensteinkolik, und die tägliche und nächtliche Verkümmerung des Lebens durch die unsäglich schlechte Verdauung verbittern mir sehr das Leben. An manchem Morgen lege ich meine Arbeit auf und lege sie wieder fort, ohne einen Buchstaben vorwärts gekommen zu sein. Die vielen schönen Bücher und Kunstsachen, die mir von allen Seiten zufließen: Ihr Naturgenuß, ich bin noch bei den Kreuzzügen, Band 14 der neuen gr. Goethe-Ausgabe und der Ur-Faust v. E. Schmidt, Tönnies' Gemeinschaft und Gesellschaft, H. Seidel, Natur-Sänger mit Giacomellischen Bildern, H. Zeise, Kleine Bilder aus dem Naturleben; Trojan, Drinnen und draußen und Von Strand und Heide, die mir gewidmete schamlose Regina viae von Herm. v. Preuschen, Chodowieckis

Reise von Berlin nach Danzig (von meiner Frau zu Weihnacht), A. Menzel, Zerbrochener Krug von Kleist (dito von meinem Husumer Sohn), Liliencron, Unter flatternden Fahnen, Julius Duboc, Herzensgeschichten usw., ich bin noch nicht zu Ende, halte aber auf — alle diese guten und schlechten Bücher kann ich nur naschend einsehen.

Zum 5. Januar werde ich doch versuchen, nach Husum zu reisen, wo ich bei vertrauten Freunden (Reventlows) und meinem Bruder sein werde.

Ihnen herzlich einen guten Jahresanfang wünschend der Ihrige

Th. Storm.

Daß Ihr Naturgenuß sich im allgemeinen einer zustimmenden Kritik erfreuen wird, wie er es schon tut, ist mir unzweifelhaft; ich ließe mir das Buch gern vorlesen; aber durch einen Mann.

— — — — Die Meinigen grüßen Sie und unbekannterweise auch Ihre liebe Frau freundlich.

D. O.

Hademarschen, 29./2. 88.

Lieber Herr Doktor, mir schwirrt ein neuer Stoff im Kopf herum: „Das Armsünder-Glöcklein"; aber wohin ich nachschlage und frage, niemand weiß Näheres darum, sogar Dr. O. Beneke, der Hambgr. Staats-Archivar, erklärt sich trotz allerlei Bemerkungen drum herum für insolvent. Nun hat mir aber Erich Schmidt ein Buch genannt:

„Glockenkunde von Otte", worin darüber etwas zu finden sein soll. Möchten Sie nicht, und bald möglich, auf der Universitäts-Bibl. nachfragen, ob es dort ist, und es der Kürze wegen auf Ihren Namen nehmen und mir schicken? Es soll in prompt 3 Wochen, unter Erstattung Ihrer Porto-Auslagen, an Sie zurück sein.

Event. möchte ich bitten, bei einem Buchhändler in dem gr. Buchhändler-Lexikon nach vollständig. Titel des Buches, Verlagshandlung und Preis nachzuschlagen und mir darüber Kunde zu geben.

Der „Schimmelreiter" ist im Druck und wird im April- und Maiheft der Deutschen Rundschau erscheinen.

Hademarschen, 4. Juni 1888*).

Lieber Freund Biese!

Infolge Verdauungsschwäche, und der dadurch erfolgten schlaflosen qualvollen Nächte, bin ich seit Monaten so herunter, daß von Arbeit keine Rede bei mir ist, kaum diesen Brief vermag ich zu schreiben; bin ich im Garten gewesen und hab' mich wieder auf mein Zimmer geleiten lassen, so lieg ich 10 Min. keuchend im Lehnstuhl, um nur die zum Leben nötige Luft wieder zu bekommen; lesen kann ich mühselig; lasse mir aber nur das

*) Dieser Brief wurde, faksimiliert, der Gesamtausgabe von Storms Werken vorangestellt.

Unbedeutende vorlesen. Das geht hoffentlich wieder vorüber; aber wann? Ich hoffe endlich auf Sommertage, und kämpfe mit strenger Diät und, soweit es angeht, mit möglichster Einsamkeit dagegen.

Nach Husum gehe ich nicht, sondern bleibe hier.

In betreff des „Schimmelreiters", der Ihnen nach dem Bucherscheinen sofort werden soll, hab' ich Ihnen den mir von P. Heyse und E. Schm. brieflich mitgeteilten Eindruck mitgeteilt, den er ihnen gemacht hat, bitte aber dringend, bei einer etwaigen Besprechung Ihrerseits nichts davon verlauten zu lassen. E. Schm. hat noch hinzugefügt, daß es ihm etwas zu lang dauere, bevor die grogschlürfenden Männer im Krug an den Schimmelreiter kämen. Ich finde das nicht; es ist ja von S. 3 auf S. 4 (Aprilheft) abgetan. Das Weib mit dem Kinde und dem geretteten Hündlein treibt die Angst der Liebe ihm entgegen, so gehen sie mit ihm unter, sie gehören zusammen im Leben wie im Tode.

Daß Ihr gutes Buch auch auf einen Schererianer getroffen, darf Sie nicht stören; Sie haben recht, es geht dabei nicht ohne etwas Stank ab.

Die „Glockenkunde" ist ein interessantes Buch, dem Armsünderglöcklein ist darin 1/2 Seite gewidmet; aber das ruht nun alles.

Ihre Kleine hat es hoffentlich doch völlig und ohne nachbleibende Narben überstanden; ich hab'

mir eben das Bildchen hervorgeholt und das kleine süße Ding darauf betrachtet.

Ich muß Sie bitten, mein heutiges Geschmier zu entschuldigen; bis auf weiteres geht's nicht anders.

Mit den Meinen geht alles augenblicklich gut.

Mit der Bitte, mich Ihrer Frau freundlich zu empfehlen Ihr Th. Storm.

Hademarschen, 16. Juni 1888.

Freundlichen Dank für die drei erquicklichen Kindergesichter; mögen sie Ihnen dauernde Freude bereiten!

Mir geht es nicht gut; schon die gänzliche Arbeitsunfähigkeit ist eine Qual; ich muß am Ende mich doch, trotzdem mein Magen sie nicht verträgt, zu irgendeiner Eisenmedizin entschließen.

Mit Gruß von Haus zu Haus

Ihr Th. Storm.

Aus der Storm-Literatur:

Theodor Storm, Sämtliche Werke (9 Bde.). Braunschweig, G. Westermann.

Theodor Storm, Sämtliche Werke (4 Bde, 14 Teile) von Alfred Biese. Leipzig, Hesse & Becker; von Albert Köster (8 Bde), Leipzig, Insel-Verlag; von Hertel (6 Bde.), Bibliograph. Institut.

Briefwechsel mit Mörike (herausgegeben von Jakob Bächtold). Stuttgart 1891, Göschen; von Hanns Wolfg. Rath, Stuttgart, Hoffmann, o. J.

Briefwechsel mit Gottfr. Keller (herausgegeben von Albert Köster). Berlin 1904, Paetel.

Briefwechsel mit Friedrich Eggers (herausgegeben von Heinrich Wolfgang Seidel). Berlin 1911, Curtius.

Briefe in die Heimat (1853—64), herausgeg. von Gertrud Storm. Berlin 1907, Curtius.

Briefe an seine Braut und an seine Gattin, herausgeg. von Gertrud Storm. 2 Bde. Braunschweig 1913/15, Westermann.

Briefe an seine Kinder, herausgeg. von Gertrud Storm. Braunschweig 1916, Westermann.

Briefwechsel zwischen Paul Heyse und Theodor Storm. Herausgegeben und erläutert von Georg J. Plotke. 2 Bde. 1854—1881, München 1917 und 1918, Lehmann.

Paul Schütze, Theodor Storm. Sein Leben und seine Dichtung. Dritte Aufl., von Dr. Edm. Lange herausgeg. Berlin 1911, Paetel.

Gertrud Storm, Theodor Storm. Ein Bild seines Lebens. 2 Bde. Berlin, 1911/13, Curtius.

Gertrud Storm, Theodor Storm. Zum hundertsten Geburtstag. Berlin 1917, Curtius. (Enthält nach der Handschrift genau nachgebildete Gedichte.)

Einzelschriften über Theodor Storm:

Von Johannes Wedde, Hamburg 1888, Gröning.
„ Feodor Wehl. Altona 1888, Royer.
„ Alfred Biese. Berlin 1888, Eckstein.
„ Paul Remer. Berlin 1897, Schuster & Löffler.
„ Hermann Binder. Leipzig, Hesse & Becker Verlag.
„ Hartwig Jeß. Braunschweig 1917, Westermann.

Friedrich Düsel, Gedenkbuch. Braunschweig 1916, Westermann. Hier ist ein Teil des sehr wertvollen Briefwechsels zwischen Storm und Kuh aus den — vergriffenen — Westermannschen Monatsheften wieder abgedruckt, S. 157—202.

Franz Kobes, Kindheitserinnerungen und Heimatsbeziehungen bei Theodor Storm in Dichtung und Leben, Berlin 1917, Gebrüder Paetel.

Ferdinand Tönnies, Theodor Storm. Gedenkblätter. Berlin 1917, Curtius.

Aufsätze:

Erich Schmidt in den „Charakteristiken". Berlin 1886.

Adolf Stern in den „Studien zur Literatur der Gegenwart". Dresden 1895, Koch.

Alfred Biese in „Pädagogik und Poesie": I: „Theodor Storm und Eduard Mörike", II: „Theodor Storm. Zur Erinnerung und Würdigung", III: „Zur Behandlung Th. Storms in Prima".

Wilhelm Jensen, Heimat-Erinnerungen. Velhagen & Klasings Monatshefte 1899/1900.

Dissertationen u. ä.

Willrath Dreesen, Romantische Elemente bei Th. Storm (Bonn. Diss.). Dortmund 1905, Ruhfus.

Hans Bracher, Rahmenerzählung bei G. Keller, C. F. Meyer und Th. Storm. Leipzig 1909, Haessel.

Hans Eichentopf, Th. Storms Erzählungskunst. Marburg 1908, Elwert.

Walther Herrmann, Th. Storms Lyrik. Leipzig 1911, Voigtländer.

Walter Reitz, Die Landschaft in Theodor Storms Novellen. Bern 1913, Franck.

Hermann Stamm, Ein Beitrag zu Th. Storms Stimmungskunst (Erlanger Diss.). Eckernförde 1914.

Enno Krey, Das Tragische bei Th. Storm. Marburg 1914, Noske.

Maria Brüll, Heiligenstadt in Th. Storms Leben und Entwicklung. Münster 1915, Coppenrath.

Dr. Therese Rockenbach, Th. Storms Chroniknovellen. Braunschweig 1916, Westermann.

Poesie des Krieges. Berlin, Grote:

Erstes Bändchen: „Auch der Krieg hat seine Poesie“ mit 70 Gedichten aus den Jahren 1914/15. 1915. Zweite Aufl. 1916.

Zweites Bändchen: „Tod, Tragödie und Krieg“ mit 70 Gedichten aus den Jahren 1914/16. 1915.

Bismarck im Leben und in deutscher Dichtung. Berlin 1916, Grote.

Die deutsche Seele im Spiegel deutscher Dichtung als unbesiegbare Macht. Berlin 1916, Weidmann.

Deutsches Lesebuch (von Chr. Muff). In Neubearbeitung. Von Oktava bis Prima. 10 Teile. Berlin, Grote. 1913 f.

Wie unterrichtet man Deutsch? Leipzig, Quelle & Meyer, 1920.

„Ein Wegweiser in der Wüste und ein Licht in der Finsternis! Hier finden wir alle die Eigenschaften wieder, die den Verf. von „Pädagogik und Poesie“ und der „Deutschen Literaturgeschichte“ zum Bannerträger deutscher humanistischer Kultur gemacht haben: die glänzende Darstellungsgabe, das gründliche Wissen, den Blick für das dauernd Wertvolle und vor allem eine geradezu staunenswerte synthetische Begabung, die das Gemeinsame und Verwandte in Gegenwart und Vergangenheit aufzudecken und den ganzen Menschen zu erfassen weiß“ . .

Paul Geyer, „Deutsches Philologenblatt“ 1. XII. 1920.

Theodor Storm. Sämtliche Werke. 4 Bände. Mit Einleitungen. Leipzig, Hesse & Becker Verlag, 1919. Neudruck 1920.

„Wirklich, das vorliegende Werk ist die Storm-Ausgabe: eine Meisterarbeit, in der der Herausgeber dem Dichter wie sich selbst ein Denkmal gesetzt hat.“

Dr. Franz Lüdtke, „Konservative Monatsschrift“ 1920.

Gottfried Keller

Sämtliche Werke in 14 Teilen

Herausgegeben von

Conrad Höfer

Inhalts-Übersicht:

Die Werke sind, mit Ausnahme des 14. Teils, auch in Einzel-Ausgaben erschienen.

:: Hesse & Becker Verlag, Leipzig ::

Während Eduard Engel in „Sprich Deutsch“ in verschärfter Form und mit allen Mitteln, teils mit urwüchsiger Grobheit, teils mit beißendem Spott und feinem Humor gegen die Welscher zu Felde zieht, bietet er in der „Entwelschung“ allen Gutwilligen die geeignete Handhabe zur Vermeidung unnötiger Fremdwörter, indem er für etwa 10000 Fremdwörter eine verblüffende Menge guter deutscher Ausdrücke in Vorschlag bringt.

Im dritten Buche „Gutes Deutsch“ behandelt Engel in lichtvoller Darstellung alle die zahlreichen Schwankungen und Zweifel, mit denen jeder Deutschschreiber zu kämpfen hat.

Mit „Deutsche Sprachschöpfer“ schließt Eduard Engel die Reihe seiner außergewöhnlich wirksamen und verdienstvollen Arbeiten über deutsche Sprache, besonders die rein deutsche Sprache ab. An nicht weniger als 2600 deutschen Wörtern, darunter hunderten der allergebräuchlichsten, der unentbehrlichsten, beweist Engel, daß unsere Sprache ohne die kühnen Verdeutscher überhaupt keine Bildungssprache heißen dürfte. Die leidenschaftlichsten Gegner reiner deutscher Sprache sind außerstande, zwei Sätze hintereinander zu schreiben, ohne sich der Früchte der Verdeutschung zu bedienen.

Reinhold Dongowski schreibt in der „Akademischen Rundschau“: „In diesen Tagen des Zusammenbruchs sollte jeder sich klar machen, welches kostbare Gut jeder Deutsche in seiner Sprache besitzt. Darum mehr Achtung vor der Sprache, die uns alle zusammenhält und die uns niemand rauben kann. Ed. Engels Werke möchte ich allen zur Anschaffung empfehlen.“

Jeder Deutsche lese diese Bücher und beherzige ihre Forderungen; der deutschen Sprache und der deutschen Sache wird daraus großer Segen erwachsen.

Hesse & Becker Verlag, Leipzig

Druck von Hesse & Becker, Leipzig

